

Kurt Fluri: Solothurns genialer Ämtchensammler verheddert sich

Nummer 29 – 17. Juli 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Die Genialität der Deutschen

Tiefsinn und neue Leichtigkeit.
Von Wolfgang Koydl und Peter Watson

Schweiz unterwirft sich

Ausländische Fahnder schnüffeln ungehindert in zwei Kantonen. *Von Philipp Gut*

Sexverrückte Lehrerin

Nach einer wahren Geschichte: Ein neuer Skandalroman macht Furore.
Von Kathy Lette



BMW EfficientDynamics
Weniger Verbrauch. Mehr Fahrfreude.

BMW 4er
Gran Coupé



www.bmw.ch

Freude am Fahren

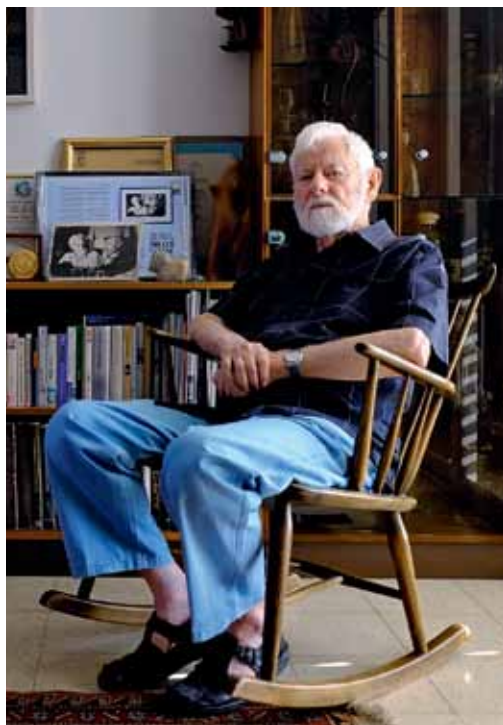


(UNDER)STATEMENT.

**EIN AUTO, ZWEI SEITEN:
DAS ERSTE BMW 4er GRAN COUPÉ.
JETZT BEI IHREM BMW PARTNER.**

Im neuen BMW 4er Gran Coupé erleben Sie die perfekte Symbiose aus
eindrucksvollem Äusserem und alltagstauglicher Funktionalität. Mehr
Informationen erhalten Sie bei Ihrem BMW Partner und unter www.bmw.ch

Uri Avnery will Israel und der Welt seit Jahrzehnten beweisen, dass Israelis und Palästinenser in Frieden zusammenleben können. Der 90-jährige lässt sich von seiner Vision nicht abbringen, auch wenn ringsum, wie in diesen Tagen, Raketen aus dem Gazastreifen den Alltag in Israel durcheinanderbringen. Avnery gefällt sich in der Rolle des nationalen Provokateurs und des Palästinenser-Verstehers. Pierre Heumann traf Avnery in dessen Wohnung im Zentrum von Tel Aviv, um von ihm zu erfahren, was ihn in dieser martialischen Zeit so optimistisch stimmt. **Seite 44**



Warum so optimistisch? Autor Avnery.

Vermutlich schon in den nächsten Tagen wird vor der Tür unbescholtener Schweizer Bürger die Polizei stehen – was noch nicht einmal die Betroffenen wissen. Dies geht aus einem geheimen Dokument der Staatsanwaltschaft Graubünden hervor, das der *Weltwoche* vorliegt. Grund für das brachiale Vorgehen ist ein Rechtshilfebegehren aus Deutschland. Deutsche Steuerfahnder suchen Belege im Fall Walter Kehl (Name geändert). Seit sechs Jahren ermitteln die Deutschen gegen den ehemaligen Unternehmensberater und Banker, ohne dass es je zu einer Anzeige gereicht hätte. Jetzt hoffen die ausländischen Fahnder, in der Schweiz Beweismittel zu finden – und womöglich auch Daten von Dritten. Der Fall illustriert, wie willfährig die Schweizer Justiz mit ausländischen Kollegen kooperiert. Auf Wunsch der Deutschen führen Schweizer Staatsanwaltschaften sogar Hausdurchsuchungen bei unbeteiligten Schweizer Bürgern durch. Und sie zwingen die Bank UBS zur Herausgabe von

Kontodaten. Lesen Sie die Recherche von Inlandchef Philipp Gut auf **Seite 34**.

Was bei vielen anderen getrenntlebenden Vätern über kurz oder lang in einem Abbruch des Kontakts zu ihren Kindern endet, will der vierzigjährige Ronnie S. nicht hinnehmen: Seit Jahren kämpft er um seinen heute zwölfjährigen Sohn. Trotz geregelter Besuchsrechte und obwohl der Kindsmutter das Sorgerecht und die Obhut entzogen worden sind, ignorieren die zuständigen Behörden systematisch den Wunsch des Zürchers, seinem Sohn ein verlässlicher Vater zu sein. Bei verschiedenen Treffen machte Ronnie S. einen ruhigen und gefassten Eindruck. Ans Aufgeben denke er nicht, sagte er im Gespräch. Gekostet hat ihn sein bisher vergeblicher Kampf aber einiges, wie er einräumt: Nerven, viel Zeit und rund 30 000 Franken. **Seite 48**

Seit gut einem Jahr leitet der Deutsche Dirk Hoffmann den Traditionsbetrieb V-Zug, Hersteller von Haushaltsgeräten mit Produktion in der Innerschweiz. Sein Auftrag ist die Expansion in die weltweiten Wachstumsmärkte: Indonesien, China, Australien. Beim Treffen mit Redaktor Florian Schwab zieht der neue Firmenchef eine erste Bilanz. Genauso wie Hoffmann nach seiner Ankunft in Zug das Klischee der verschlossenen Schweizer rasch widerlegt fand, so trifft auch auf den ehemaligen Berufsoffizier das Bild des überheblichen deutschen Industriekapitäns keineswegs zu: Beim Gang durch das Unternehmen erlebt man die Sympathie, die die Mitarbeiter dem Chef entgegenbringen und umgekehrt. **Seite 50**

Ihre Weltwoche



www.stellen-anzeiger.ch
STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Tom Kummer, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



WIR VERSTEHEN MENSCH, WASSER UND WÄRME.



Fussbodenheizungen sanieren statt ersetzen.

Nach einer Betriebszeit von 25 Jahren empfiehlt sich eine Zustandsanalyse Ihrer Fussbodenheizung. Aus folgendem Grund: Zwischen 1970 und Anfang der 1990-er Jahre wurden einfache Kunststoffrohre verbaut. Diese werden mit der Zeit spröde, es bilden sich Risse und sie werden sauerstoffdurchlässig. Durch die daraus entstehende Korrosion bilden sich Ablagerungen, welche die Heizleistung senken. Eine rechtzeitige Sanierung mit dem HAT-System verhindert eine teure und langwierige Totalsanierung und steigert zudem wieder die Effizienz Ihrer Fussbodenheizung. Mittels Sandstrahlverfahren werden dabei die Rohrwandungen zuerst gereinigt. Anschliessend wird das Beschichtungsmaterial durch das Rohrsystem geblasen und bildet so nach der Austrocknungszeit ein neues Rohr im Rohr.

Bitte nicht spülen

Im Gegensatz zu Spülungen, die lediglich einen Teil der Verschmutzung beseitigen, nicht aber die Versprödung, macht das HAT-System Leitungen wieder fit für weitere Jahrzehnte im Einsatz. Mit dem HAT-System beschichtete Rohre sind sauerstoffdicht nach DIN 4726 und somit wieder neuwertig. Und: Die Baustelle im Schlafzimmer wird verhindert.



Trinkwasserleitungen ohne Epoxidharz sanieren.

Auch an Trinkwasserleitungen nagt der Zahn der Zeit. Stahlrohre leiden unter Rost, in Kupferleitungen kann sich Lochfrass bilden, Kunststoffrohre werden spröde. Dies führt jährlich zu zahlreichen Leitungsbrüchen. Solche Ereignisse sind für Hausbesitzer und Mieter ärgerlich und mit viel Aufwand und Kosten verbunden. Auch ANROSAN arbeitet nach dem bewährten Prinzip der Rohrensanierung. Die Naef GROUP setzt dabei auf ein rein natürliches Gemisch aus Zement, Quarzsand und Wasser und kommt gänzlich ohne den Einsatz von Epoxidharz aus.

Erstes zertifiziertes Verfahren

ANROSAN ist das erste System der Schweiz, welches nachweislich alle vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) und den kantonalen Laboratorien auferlegten Prüfrichtlinien einhält und zusätzlich nach DIN-Certco zertifiziert ist. Die Zementmischung bietet, im Gegensatz zu anderen Beschichtungsmaterialien wie etwa Epoxidharz, Keimen keinen Nährboden. Die Zementbeschichtung von Rohrleitungen ist seit mehr als 70 Jahren in den Leitungen öffentlicher Trinkwasserversorgungen bekannt und bewährt. ANROSAN ist das erste Verfahren weltweit, welches sich nahtlos auf wechselnde Rohrmaterialien anwenden lässt.



Macht jeden Boden zur Heizung.

Alte Radiatorsysteme weisen Defizite bei der Wärmeverteilung im Raum auf. Sie fressen eine grosse Menge an Energie und sind kosteneffizient. Die Fussbodenheizung ist eine angenehme und energetisch effiziente Alternative. Die Naef GROUP bietet mit dem JK-System eine revolutionäre Methode zur nachträglichen Installation von Fussbodenheizungen. In den rohen Unterlagsboden wird mit einer patentierten Fräsmaschine völlig staubfrei ein Rillenmuster eingefräst. In diese Vertiefungen passen die Spezialisten der Naef GROUP die Heizungsrohre ein.

Anwendbar auf alle Unterlagsböden

Die Methode lässt sich bei 99% aller Unterlagsböden anwenden. Dank der innovativen Frästechnik ist eine zusätzliche Aufbauschicht oder das Entfernen des Unterlagsbodens nicht notwendig und die Raumhöhe bleibt unverändert. Mit dem JK-System installierte Fussbodenheizungen bringen weitere Vorteile: Die Heizungsrohre liegen direkt unter dem Bodenbelag, wodurch sich die Temperatur schneller und genauer regulieren lässt als bei herkömmlichen Heizungen. Die im Vergleich zu anderen Heizsystemen geringere Vorlauftemperatur von lediglich 30° bis 40° Grad senkt zudem den Energieverbrauch.

KONTAKTIEREN SIE UNS JETZT FÜR EIN
UNVERBINDLICHES BERATUNGSGESPRÄCH.
GRATIS-INFOLINE: 0800 48 00 48
www.naef-group.com

 Naef
GROUP

Cäsars Rom

Die EU und Rom unter Julius Cäsar: Beunruhigende Parallelen. Von Roger Köppel

Der deutsche Antikenforscher Christian Meier hat in seinen Studien zum römischen Diktator und Feldherrn Cäsar für den Zustand der römischen Republik die Wendung «Krise ohne Alternative» geprägt. Der Gedanke dahinter ist interessant: Die römische Republik ging in den Jahrzehnten vor Christi Geburt an ihren eigenen Widersprüchen zugrunde, ohne dass die damals lebenden Politiker eine tragfähige institutionelle Alternative entwickeln konnten. Niemand wollte die Republik bewusst zerstören, aber das für einen kleinen Stadtstaat entwickelte Gemeinwesen zerbrach an den Herausforderungen, die das zum Weltreich angeschwollene Rom bestehen musste.

Die von ihrer Aristokratie im Konsens gesteuerte Republik war nicht bereit, die zur Lösung ihrer Probleme notwendig gewordenen Vollmachten bereitzustellen. Die Republikaner wussten zwar, dass die aufgestauten Probleme nur durch mächtige Vertreter ihrer Regierung zu beseitigen waren. Aber zugleich fürchteten sie, dass die mit Macht ausgestatteten Funktionäre am Ende die Republik in eine Monarchie verwandeln könnten. Die Widersprüche spitzten sich zu, bis ein Bürgerkrieg den Knoten blutig durchschlug. Am Ende entstand aus der gescheiterten Republik eine Monarchie, die sich allerdings hinter republikanischen Kulissen verschleierte, weil die Römer keinen König wollten. Das römische Kaiserreich war die erste bekannte Staatsform eines institutionalisierten Selbstbetrugs.

Krise ohne Alternative: Man braucht nicht viel Fantasie, um interessante Parallelen zwischen der Europäischen Union und der römischen Republik zu erkennen. Auch die EU ist zu einem übergrossen Gebilde geworden, das seiner Probleme nicht Herr zu werden scheint. Halb Bundesstaat, halb Staatenbund, steht Brüssel den Herausforderungen ratlos gegenüber. Die Verschuldung der Mitgliedstaaten, die Einheitswährung Euro, die Sicherung der Aussengrenzen, die Personenfreizügigkeit und die Aussenpolitik: Das sind die Baustellen, die eben deshalb Baustellen bleiben, weil die EU kein richtiger Staat mit funktionierenden Institutionen ist. Die EU müsste mehr Macht bekommen, um die Probleme zu beheben. Aber die Mitgliedstaaten und vor allem die Leute in den europäischen Ländern sind nicht bereit, der Zentrale mehr Macht zu geben. Sie wollen keine Könige in Brüssel. So steckt die EU wie die späte römische Republik



«Institutionalisierter Selbstbetrug.»

fest im toten Winkel ihrer gewollten Handlungsunfähigkeit.

Krise ohne Alternative: Die EU ist seit Jahren in der Krise, aber die institutionelle Alternative wird nicht sichtbar. Will man einen Staat? Oder zurück zu einer blossen Freihandelszone? Niemand weiss es. Eigentlich müsste man die Union zu einem Staat weiterreiben. Das aber ist demokratisch nicht durchsetzbar. Die Mehrheit der Europäer will den eigenen Nationalstaat nicht für einen Supranationalstaat aufgeben, doch die regierende europäische Elite arbeitet daran, wie sie aus der EU einen Staat machen kann, ohne dass es



die Bürger merken. Demokratisch kontrollierte Macht soll von den Nationalstaaten auf die supranationale europäische Ebene verschoben werden, wo es keine Demokratie mehr gibt. Institutionalisierte Selbstbetrug auch hier.

Das römische Beispiel lehrt: Wenn kleine Gemeinwesen zu Grossreichen wachsen, hören irgendwann die Institutionen auf zu funktionieren. Es gibt zwar Macht in den Verhältnissen, zum Beispiel starke Politiker, einflussreiche Gebiete, mächtige Parteien. Aber niemand hat die Macht über die Verhältnisse: Krise ohne Alternative.

Die politischen Strukturen werden zu schwach, um die neuen Probleme zu lösen. Irgendwann wird die Macht ausserhalb der erprobten Strukturen ohne Kontrolle ausgeübt. Das Gemeinwesen nimmt diktatorische Züge an, ohne es zugeben zu können, weil die Leute immer noch glauben, in den alten Strukturen zu leben. Die Führungsschichten, welche die Macht immer unstrukturierter, also unkontrollierter ausüben, sind gezwungen, den Leuten ein Theater vorzuspielen. Schliesslich entsteht aus der Distanz zwischen dem, was der Staat ist, und dem, was er zu sein vorgibt, wachsendes Misstrauen, was wiederum die Elite dazu zwingt, ihre Herrschaft noch strafbarer und unehrlicher auszuüben. Es mag Kritik an den Zuständen geben, doch diese Kritik findet keine institutionelle Form, in der sie sich verwirklichen könnte. Die Krise bleibt ohne Alternative.

Wird sich die EU wie die römische Republik zu einer Art Monarchie, zu einer Diktatur entwickeln, die sich den republikanischen Anstrich bewahrt? Die Frage ist nicht so absurd, wie sie auf den ersten Blick zu sein scheint. Diktatur heisst, dass politische Entscheidungen über die Bürger hinweg verfügt werden. Diktatur heisst, dass wenige über viele herrschen, ohne dass die vielen die wenigen in geregelten Verfahren wegwählen können. Die EU ist zu einem Herrschaftssystem geworden, das Entscheide produziert, die weder demokratisch getroffen noch kontrolliert werden. Richter, Beamte und Funktionäre geben die Richtung von oben vor.

Der sozialdemokratische deutsche Historiker Heinrich August Winkler attestierte der EU bereits vor Jahren Züge einer «aufgeklärten Diktatur». Auch in Europa lässt die Distanz zwischen dem, was die EU ist, und dem, was sie zu sein vorgibt, das Misstrauen auf breiter Front anschwellen. Doch auch den europäischen Protestparteien fehlt die schlüssige Lösung. Noch bündelt sich ihre Kritik nicht zu einem fassbaren institutionellen Gegenentwurf. Krise ohne Alternative.

Bevor der Bundesrat die Schweiz institutionell noch enger an diese wankende EU anbindet, sollte er sich mit der Geschichte der untergehenden römischen Republik befassen.



«Im Westen geht die Sonne auf»: Genf. Seite 32



Gnadenlos amoralisch: Alissa Nutting. Seite 12



Viele Hüte: Kurt Fluri. Seite 30



Provokateur: Peter Sloterdijk. Seite 56

Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar** Kein schlechtes Gewissen
- 9 **Im Auge** Jorge Odon, Automechaniker
- 10 **Ausland** War es das?
- 10 **Gesellschaft** Endlich Opfer
- 10 **Wissenschaft** Traumschiff «Enterprise»
- 11 **Personenkontrolle** Pfister, Vischer, Schnell-Vögeli, Schnell, Riklin
- 11 **Nachrufe** Nadine Gordimer und Lorin Maazel
- 12 **«Lolita» mit umgekehrten Vorzeichen**
Skandal-Roman «Tampa» und das weibliche Begehren
- 14 **Die Deutschen** Das Problem
- 14 **Wirtschaft** Ganz oder gar nicht
- 15 **Ausland** Suche nach der verlorenen Zeit
- 16 **Mörgeli** Griechen-Grosskreuz und Gowex SA
- 16 **Bodenmann** Warum nicht China beitreten?
- 17 **Medien** 2000 ist heute
- 17 **Gesellschaft** Bravo! Super!
- 18 **Leserbriefe/Darf man das?**

Hintergrund

20 Die Genialität der Deutschen

Eine Sympathiewelle bricht über Deutschland herein

22 Renaissance des deutschen Wesens

Die neue Generation bringt alte Tugenden zum Tragen

23 Pioniere Die Sportnation Deutschland

24 Wir sind Deutschland

Zwölf Porträts von Angela Merkel bis Richard David Precht

28 Brief aus Brasilien Das Beste, was es zurzeit gibt

30 Dampf in allen Gassen

Das heikle Projekt von Solothurns Stadtpräsident Kurt Fluri

32 Sonnenuntergang am Genfersee

Das bedrohte Wirtschaftswunder der Romandie

34 Schweiz unterwirft sich

Geheimes Dokument entlarvt die willfährige Justiz

36 Was sie sagen – was sie meinen

Wörterbuch der Verwedelungssprache der Politiker

38 Schöne neue Bankenwelt

Finanzprofessor Janssen kritisiert Widmer-Schlumpfs Pläne

40 Finanzpolitik Aktionäre kommen an die Kasse

41 Konzerne Goldhase erobert Amerika

42 Frauen wollen weniger verdienen

Der Lohnunterschied hat nichts mit Diskriminierung zu tun

44 Israels letzter Friedensoptimist

Uri Avnery glaubt an eine Koexistenz mit den Palästinensern

46 Terrorismus Die Antwort auf das Kalifat

48 Nicht ohne meinen Sohn

Der Kampf von Ronnie S. um sein Kind



«Das Einzige, was man ändern kann, ist sich selbst»: V-Zug-Chef Hoffmann.

Interview

50 «Wir müssen uns warm anziehen»

Der neue Chef der Verzinkerei Zug über den Schritt auf den Weltmarkt, militärische Führung und den Hunger der Asiaten

Stil & Kultur

54 Stil & Kultur Frida forever

56 Bestseller

56 Als wären wir alle Unterdrückte

Peter Sloterdijk steht unter Beschuss

59 Jazz Sarah Buechi (Stefan Aeby, André Pousaz, Lionel Friedli)

60 Top 10

60 Kino «Blue Ruin»

61 Fernseh-Kritik «Mini Lehr + ich»

62 Namen Berückend schöne Kleider

63 Hochzeit Natalie Perkins und Nick O'Brien

63 Thiel Wiederholokratie

64 Wein Château Montlandrie: Castillon Côtes de Bordeaux 2011

64 Zu Tisch Restaurant «Weiss Kreuz», Malans

65 Auto BMW M4

66 MvH trifft Nadja Swarovski, Managerin und Erbin

Autoren in dieser Ausgabe

Kathy Lette



Die Bestsellerautorin ist zweifache Mutter und lebt in London. Sie schreibt, was sie vom Skandalroman «Tampa» der amerikanischen Autorin

Alissa Nutting hält, in dem eine pädophile Lehrerin ihre minderjährigen Schüler für ihre sexuellen Fantasien missbraucht. Seite 12

Peter Watson



Der britische Journalist und bedeutende Kulturhistoriker würdigte in seinem Buch «Der deutsche Genius» (Bertelsmann, 2010) die

historischen Tugenden der Deutschen. In seinem Beitrag sagt er, wie weit es die Nation des neuen Fussballweltmeisters in der Welt noch bringen kann. Seite 22

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



Neu!

Available on the App Store

ANDROID APP ON Google play

DIE WELTWOCHEN



Wir versprechen Jay, bis 2020 die hohen Schweizer Tierwohl-Standards auch bei all unseren Produkten aus dem Ausland einzuführen.

Die Migros kümmert sich schon heute um einen artgerechten Umgang mit ihren Tieren – und sorgt mit Partnern wie dem Schweizer Tierschutz STS bis 2020 sogar im Ausland für die Einhaltung der strengen Schweizer Richtlinien. **Mit diesem und zahlreichen weiteren verbindlichen Versprechen engagieren wir uns für die Generation von morgen.**

Mehr auf
generation-m.ch

GENERATION M

MIGROS
Ein **M** besser.

Flüchtlinge für alle

Von Markus Schär — Die Schweizer setzen sich vorbildlich für Flüchtlinge ein. Das gilt ebenso für die Hilfe in Krisengebieten wie für die Aufnahme von Asylbewerbern.



«Gerechter»: Justizministerin Sommaruga.

Die Schweiz, genau genommen Justizministerin Simonetta Sommaruga, wolle die Flüchtlinge in Europa «gerechter» verteilen, meldeten die Medien in den letzten Tagen. Und die Amtsblätter des Bundesrates schoben unbesehen die Forderung nach, die Schweiz müsse dabei mehr Engagement leisten: Sie solle zeigen, mahnte der *Tages-Anzeiger*, «welchen Wert die humanitäre Tradition dieses Landes tatsächlich noch besitzt».

Ein Zyniker müsste der Forderung nach einer besseren Verteilung der Flüchtlinge zustimmen. Denn die Schweiz erfüllt ihre humanitären Pflichten bisher weit beffissener, als sie dies aufgrund ihres Gewichts in Europa und in der Welt tun müsste. Das heisst: Eine wie auch immer «gerechtere» Verteilung würde sie entlasten.

Die Schweiz leistet, erstens, einen überdurchschnittlichen Beitrag zur Hilfe vor Ort. Vor allem das Uno-Flüchtlingshilfswerk UNHCR mit Sitz in Genf bemüht sich, die Menschen in Krisengebieten zu schützen oder ihnen wenigstens in Lagern in der Region zu helfen, um Massenfluchten zu verhindern. Die Schweiz trägt zu seinem Budget von 5,3 Milliarden Dollar gegen 40 Millionen Franken, also fast ein Prozent, bei. Und sie nimmt vorbildlich an Hilfsaktionen teil. So zahlte sie in den letzten drei Jahren für Syrien 55 Millionen und sprach für dieses Jahr weitere 30 Millionen

aufgrund eines Aufrufs zum Unterstützen von Flüchtlingen in den Nachbarländern. Von den insgesamt 2,4 Milliarden Dollar, die dieser grösste Appell in der Geschichte der Uno einbrachte, spendete Kuwait als grosszügigstes Geberland 500 Millionen, die USA (317 Mio. Einwohner) 380 Millionen und das Vereinigte Königreich (64 Mio. Einwohner) 164 Millionen – der Schweizer Beitrag kann sich also im Vergleich sehen lassen.

Überprüfung des Dublin-Systems

Die Schweiz nimmt, zweitens, eine überproportionale Zahl von Asylbewerbern auf. Auf 1000 Einwohner kommen in Spanien 0,1 Asylgesuche, in Deutschland und in Italien 0,6 und in Frankreich 0,8 – in der Schweiz aber 2,5. Einen leicht höheren Wert weist nur Schweden mit 3,2 Asylgesuchen aus. Gegenwärtig halten sich knapp 18 000 Personen im Asylverfahren in der Schweiz auf, also ein Asylsuchender pro 455 Einwohner – bei einem Durchschnitt in Europa von einem auf 625 Einwohnern. Dazu kommen rund 26 000 vorläufig Aufgenommene, also Menschen, die nicht als Flüchtlinge gemäss Gesetz gelten, aber aufgrund der Einschätzung der grosszügigen Schweizer Behörden nicht in ihre Heimat zurückkehren können.

Dabei sollte sich eigentlich kaum ein Asylsuchender hier aufhalten. Denn die Schweiz macht beim Dublin-System mit und trägt – überproportional – zu dessen Kosten bei, auch für die Frontex zum Schutz der Aussengrenzen des Kontinents. Gemäss der Grundregel von Dublin darf sich ein Asylsuchender nur in einem Land anmelden; auf dem Land- oder dem Seeweg käme also gar keiner in die Schweiz. Vor allem Italien, von deren Flucht über das Mittelmeer überfordert, schickt allerdings Asylsuchende einfach weiter. Das Bundesamt für Migration feiert deshalb schon als Erfolg, dass es zehn Prozent der Bewerber ins erste Asylland zurückschicken kann.

Gegenwärtig berät der Menschenrechtsgerichtshof in Strassburg gar den Fall eines Afghanen, der sich gegen die Abschiebung aus der Schweiz nach Italien wehrt, weil ihm dort eine menschenunwürdige Behandlung drohe. Das Dublin-System, völlig aus den Fugen geraten, braucht also dringend eine Überprüfung und eine Neuverteilung der Lasten – doch nicht auf Kosten der Schweiz: Die Schweizer sollen, wie seit je, ihren guten Willen zeigen, aber sie müssen sich kein schlechtes Gewissen einreden lassen.

Eine Märchengeburt



Jorge Odon, Automechaniker.

Der argentinische Kleingaragenbesitzer Jorge Odon ist Vater von fünf Kindern, und manchmal wacht er nachts auf und löst vertrackte Motorprobleme. Aber einmal bringt ihn eine Scherzfrage vom Abend zuvor ins Tüfteln. Am Stammtisch hatte ein Freund behauptet, er bringe einen Zapfen aus der leeren Flasche, ohne das Glas zu zerstören, und berief sich auf ein Youtube-Video. Es zeigt, wie ein Mann einen Korken in die Flasche drückt, danach eine Plastikhülle ins Gefäss einführt, das Ding zu einem Luftkissen aufbläst und mitsamt dem Zapfen durch den Flaschenhals herauszieht.

Odon's nächtlicher Gedanke: Und wenn man auf diese Weise ein steckengebliebenes Baby auf die Welt bringen würde? Er weckte um vier seine Frau, die sich gleich wieder umdrehte. Aber dann half sie ihm bei der Versuchsanordnung. Sie steckten die Lieblingspuppe der jüngsten Tochter, Jadira, in ein Glasgefäss und zogen sie mittels einer aufgeblähten Plastiktüte unbeschadet heraus. Sie gingen zum Gynäkologen Javier Schwartzman, der sechs Jahre zuvor die Geburt ihrer Tochter Anna bewerkstelligt hatte – zuerst erfolglos mit einer Zange, während zwei Krankenschwestern mit vollem Gewicht auf dem Bauch der Schwangeren sassen, dann mit einem rettenden Kaiserschnitt.

Etwa jedes zwanzigste Baby wird heute noch wie vor 400 Jahren mit Hilfe einer Geburtszange oder einer Saugglocke zur Welt gebracht; rund ein Drittel der Säuglinge kommt durch Kaiserschnitt zur Welt. Aber 5 Millionen Neugeborene und 150 000 Mütter sterben an den Komplikationen, 99 Prozent davon in Entwicklungsländern. Professor Schwartzman verwandelte Odons sanften Trick in ein medizinisches Projekt, das mittlerweile von der Weltgesundheitsorganisation gefördert wird. Eine 35-jährige Gesangslehrerin liess als Erste das «revolutionäre» (*New York Times*) Geburtshilfegerät an sich ausprobieren. Eine klinische Studie an 130 weiteren Frauen verlief problemlos. Und der patentierte Erfinder Jorge Odon, 60, ist auch nicht mehr Automechaniker, sondern reist als Manager und Verkäufer seiner Idee von Kongress zu Kongress.

Peter Hartmann

War es das?

Von Wolfgang Koydl — Der Krieg in der Ukraine wird von Ost und West verdrängt.

Nur für den Fall, dass es niemand gemerkt hat: Es herrscht Krieg in Europa. Europäische Grossstädte sind eingekesselt, liegen unter Granatenbeschuss und werden von Kampffliegern bombardiert. Freischärler attackieren Regierungstruppen, und Scharen von Zivilisten fliehen über die nächste Grenze.

Nein, das ist kein Rückgriff auf den Balkankrieg. Getötet und gestorben wird jetzt – in Luhansk, Donezk und anderswo in der Ostukraine. Donezk, so viel zur Erinnerung in diesen fussballseligen Tagen, liegt nicht irgendwo am Ende der Welt. Vor zwei Jahren schlug hier Spanien die Portugiesen im Halbfinal der Europameisterschaft. Nun ja, auch Sarajevo war mal Olympiastadt.

Schokokönig gegen Terroristen

Die Europäische Union, jenes famose Friedensprojekt, tut nichts, um dem Blutbad Einhalt zu gebieten. Im Gegenteil: Sie facht es an. Ausserdem hat sie endlich bekommen, was sie wollte: ein Assoziierungsabkommen, das die Ukraine herüberziehen soll nach Westen, komplett und einschliesslich des russischen Bevölkerungsteils, der ganz andere Ideen hat. Kiews neuer Staatschef, Schokoladenkönig Petro Poroschenko, hat nun freie Hand, mit den russischen «Terroristen» im eigenen Land aufzuräumen. Terror, welch praktisches Wort. Auch Wladimir Putin merzte einst in Tschetschenien schliesslich nur ein paar Terroristen aus.

In Moskau hält man ebenfalls den Mund, abgesehen von ein paar Routine-Protesten, wenn ein Querschläger auf russischem Territorium einschlägt. Auch Putin hat bekommen, was er wollte: Von der Krim redet niemand mehr. In Rio appellierte der Kremlchef mit Angela Merkel an alle Beteiligten, die Kämpfe doch – bitte, bitte – einzustellen. Dann gingen beide Fussball schauen. Der umtriebige Frank-Walter Steinmeier wiederum, der noch vor wenigen Wochen auf der Krim die Zündschnur für den dritten Weltkrieg erschnuppert hatte, entschwand derweil in den Nahen Osten. Dort kann er zwar auch nichts ausrichten. Dafür beherrscht die Gaza-Krise gerade die Schlagzeilen – und für die hat der Aussenminister eine noch bessere Witterung.

So hangelt man sich von Krise zu Krise, doch gelöst wird nichts. Am Ende bleibt vieles, wie es war. Nur diejenigen, die Freunde und Verwandte oder auch nur ihr Hab und Gut verloren haben, mögen sich fragen: «Wozu?»

Endlich Opfer

Von Rico Bandle — Wer mit Mutter und Vater aufwächst, darf sich benachteiligt fühlen.

Eine grossangelegte Untersuchung der Universität Melbourne hat ein überraschendes Resultat hervorgebracht: Kinder von gleichgeschlechtlichen Eltern sind glücklicher und gesünder als andere. An der Studie nahmen 500 Kinder von 315 homosexuellen Paaren teil, wobei die Mehrheit dieser Eltern lesbisch war.

Selbst unter Berücksichtigung soziodemografischer Faktoren wie Einkommen oder Bildung schnitten die Kinder von homosexuellen Eltern in den entsprechenden Kriterien um sechs Prozent besser ab als das Durch-



Vorteil: lesbische Eltern.

schnittskind. Mit anderen Worten: Es ist von Vorteil, bei zwei Vätern oder zwei Müttern aufzuwachsen.

Frei von Verantwortung

Egal, wie ernst man eine solche Studie nimmt – ihr Resultat ist eine erfreuliche Nachricht für alle, die in einer intakten Familie mit Mutter und Vater aufgewachsen sind. Endlich gehören auch sie einer Gruppe von Benachteiligten an, die vor Diskriminierung geschützt werden muss.

Der neugewonnene Opferstatus verspricht eine Menge Vorteile. Einerseits bietet er privilegierten Zugang zu einem ausgebauten Betreuungsangebot, inklusive eigener Anlaufstelle und Sensibilisierungskampagne. An den Schulen bilden Kinder aus intakten Familien ohnehin schon fast eine Minderheit, nun ist die wissenschaftliche Grundlage gegeben, sie auch als solche zu behandeln.

Andererseits – und das ist noch wichtiger – befreit er die Betroffenen von sämtlicher persönlicher Verantwortung. Sollte im Leben etwas schiefgehen, kann man jetzt unter mitleidigen Blicken der Mitmenschen einfach sagen: «Ich bin halt bei Mutter und Vater aufgewachsen.»

Traumschiff

Von Alex Reichmuth — Wachsende Zweifel am Human Brain Project.

Man hört sie nicht zum ersten Mal, doch jetzt kommt die Kritik am Human Brain Project in geballter Form. Über 500 Forscher, davon gegen 200 zum Teil sehr renommierte Neurowissenschaftler, haben sich in einem Brief an die EU-Kommission besorgt über das Forschungsprojekt unter Führung der ETH Lausanne gezeigt. Dessen Ziel ist die Simulation des menschlichen Gehirns durch Computer. Von den etwa 1,2 Milliarden Euro, die dieses Unterfangen voraussichtlich kostet, soll über die Hälfte von der Europäischen Union kommen. In der Kritik steht nebst Mängeln bei der Durchführung der Sinn des Projekts überhaupt. Besteht zum heutigen Zeitpunkt wirklich die Chance, neurologische Vorgänge im Gehirn elektronisch zu simulieren und dabei erst noch Erkenntnisse zur Bekämpfung von Krankheiten wie Alzheimer zu gewinnen?

Die vorgebrachten Zweifel sind nachvollziehbar. Resultate zur Hirnforschung zusammenzutragen und auszuwerten, macht zwar Sinn. Dass dabei der Informatik aber ein solch hoher Stellenwert zukommt, wirft Fragen auf. Die Computertechnik bietet zwar in der Forschung beeindruckende Möglichkeiten von grossem Nutzen – man denke etwa an bildgebende Verfahren in der medizinischen Diagnostik.

Hauptsache Prestige

Umgekehrt scheint der Glaube an den Wert von Computersimulationen da und dort überzuschieseln. Ein Beispiel ist die Klimaforschung, wo Modellrechnungen mittlerweile fast mehr vertraut wird als Messdaten. Der Output bei IT-Simulationen kann nur dann wertvoll sein, wenn der Input stimmt. Über Vorgänge im Gehirn weiss man heute noch so wenig, dass im Zusammenspiel mit Computern schnell unbrauchbare Resultate drohen könnten.

Zudem lässt einen der Verdacht nicht los, dass Prestige bei der Forschungsförderung der EU eine unangemessen wichtige Rolle spielt. Gemäss der EU-Kommission geht es darum, «grosse, ambitionöse Forschungsvorhaben mit visionären Zielen» zu fördern. Da könnten in erster Linie schillernde Projekte berücksichtigt werden, die in der Öffentlichkeit besonders attraktiv erscheinen. Beim Human Brain Project war von einem «Flaggschiff» der europäischen Wissenschaft die Rede. Effektiv fühlt man sich bei diesem Unterfangen eher an «Raumschiff Enterprise» erinnert.

Personenkontrolle

Pfister, Vischer, Schnell-Vögeli, Schnell, Riklin

Als «Jahrtausendsommer» ist er bezeichnet worden, der äusserst heisse und trockene Sommer 2003. Dass das übertrieben war, haben nun Forscher der Universität Bern um den Klimahistoriker **Christian Pfister** in einer Studie gezeigt. Mittels Auswertung historischer Daten belegten sie, dass die wohl extremste Dürre der letzten 500 Jahre in West- und Mitteleuropa im Jahr 1540 stattgefunden hatte. Damals dürfte es gemäss Pfister über vierzig Grad warm gewesen sein. Dass das Jahr 2003 so aussergewöhnlich nicht war, müsste eigentlich die gegenwärtige Aufregung um den Klimawandel relativieren. Doch



«Vorgeschmack»: Klimahistoriker Pfister.

weit gefehlt. Das Hitzejahr 2003 sei nur «ein Vorgeschmack» dessen gewesen, was uns in Zukunft wegen der menschengemachten Erderwärmung erwarten könnte, interpretierte Christian Pfister seine Erkenntnisse gegenüber der *Berner Zeitung*. Da fällt einem eine altbekannte Bauernregel ein: «Kräht der Hahn auf dem Mist, ändert sich 's Wetter – oder 's bleibt, wie es ist.» (are)

Wieder ist es in den günstigen Liegenschaften der Stadt Zürich zu einem prominenten Mieterwechsel gekommen: Nach dem grünen Nationalrat und Anwalt **Daniel Vischer** hat auch **Christine Schnell-Vögeli**, Ehefrau des Promi-Zahnarzts und Millionärs **John Schnell** (*Weltwoche* Nr. 4/14), ihre Stadtwohnung verlassen. Die Liegenschaftenverwaltung quartiert in Vögeli-Schnells günstigem Appartement an der Schipfe (Monatsmiete 1429 Franken) nun jemanden ein, der weniger als 5700 Franken verdient. Gemäss *Tages-Anzeiger* hat die Stadt in den letzten Monaten zahlreiche Personen angegangen, die keine indirekt subventionierte Wohnung nötig hätten. Nichts geändert hat sich an der Wohnsituation der CVP-Nationalrätin und mehrfachen Immobilienbesitzerin **Kathy Riklin**. (cal)

Nachrufe

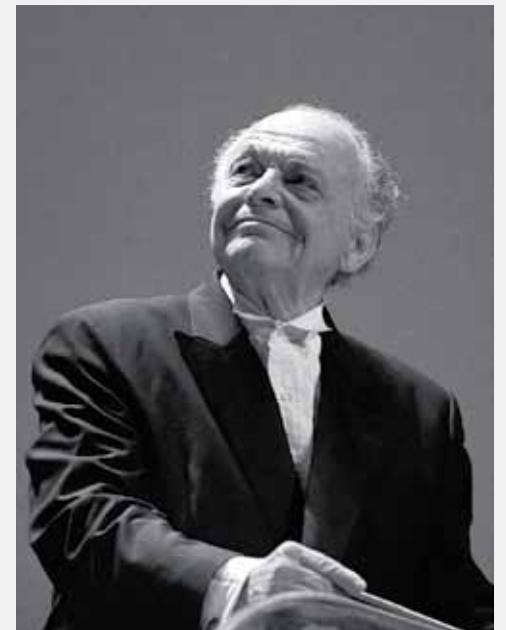


Eigensinnige Kämpferin: Nadine Gordimer.

Nadine Gordimer (1923–2014) — Die südafrikanische Nobelpreisträgerin war eine zarte, aber zähe Frau, eine elegante, aber eigensinnige Kämpferin. Auf den zahllosen Bildern von ihr entdeckt man keine raue Widerständlerin, sondern eine feinsinnige Intellektuelle mit ebenmässigen Zügen und stilsicherem Kleidergeschmack. Trotzdem oder gerade deshalb entwickelte sie sich zur einflussreichsten Anklägerin des Unrechts von Apartheid, Korruption, Gewalt, Rassenhass, Zensur und Unterdrückung in ihrer in Schwarz und Weiss gespaltenen Heimat. Milieu und Veranlagung hatten Nadine Gordimer als unabhängige Selbstdenkerin gerade vorbestimmt. Selbst eine Aussenseiterin, hatte sie schon als Kind viel Zeit zur Beobachtung und zur Lektüre. Sie wuchs als Tochter eines aus Litauen emigrierten jüdischen Juweliers und einer Engländerin östlich von Johannesburg auf und wurde wegen einer vermeintlichen Herzschwäche von der Mutter zu Hause unterrichtet. Schon mit neun Jahren schrieb sie die erste Novelle, 1953 publizierte sie mit «The Lying Days» den ersten Roman. Jetzt hatte sie ihr Lebensthema gefunden. Die herausragende gesellschaftliche Position erlaubte ihr nicht nur, sich im Kampf gegen die Rassendiskriminierung den notwendigen Resonanzraum weit über die Landesgrenzen hinaus zu verschaffen. Sie denunzierte Fremdenhass, Ausgrenzung und kriegerische Gewalt auch dann noch, als die Dämonen der Apartheid längst aus der öffentlichen Wahrnehmung verbannt schienen, aber unter der gesellschaftlichen Oberfläche lautlos weiterbrodelten. Jetzt ist Nadine Gordimer 90-jährig in Johannesburg gestorben. *Pia Reinacher*

Lorin Maazel (1930–2014) — Er konnte einfach alles. Schon als Neunjähriger stand er vor einem Sinfonieorchester, er hatte im Jahr zuvor eine Haydn-Sinfonie mit seinem Vater studiert. Hatte Lorin Maazel eine Partitur erst einmal analysiert, konnte die «Musik durch den Körper fliessen», er konnte sich die Kompositionen einverleiben. Maazel artikulierte die Werke mit klarem Verständnis für Klang, Aufbau und emotionale Wirkung – immer wieder trat er auch als Komponist hervor – und vermutlich waren es seine Anflüge von blasierter Überlegenheit, die ihm den Ruf der Unterkühltheit eintrugen. Ein kalter Techniker war er gleichwohl nicht – bei Richard Strauss oder Gustav Mahler pflegte er mit den grossen Orchestern dieser Welt eindrucksvoll musikalische Feuer zu legen.

Schon mit fünf Jahren erlernte der 1930 bei Paris Geborene das Geigenspiel und wurde bald als Wunderkind herumgereicht. Als Teenager studierte er Mathematik, Philosophie und nicht weniger als sieben Sprachen.



Musikalische Feuer: Lorin Maazel.

Später sollte er Chefdirigent der Deutschen Oper Berlin und Anfang der achtziger Jahre Direktor der Wiener Staatsoper werden, deren Leitung er nach zwei Jahren im Streit mit dem damaligen Unterrichtsminister Helmut Zilk indigniert niederlegte. Als Chefdirigent war er weltweit tätig, unter anderem bei Orchestern in Cleveland, München, Pittsburgh und New York – nur die Berliner Philharmoniker, die er so gern als Nachfolger Herbert von Karajans geleitet hätte, zogen ihm 1989 Claudio Abbado vor. Diese Entscheidung hat er ihnen nie verziehen. Lorin Maazel starb am vergangenen Sonntag in seinem Haus in Castleton, Virginia. *Thomas Würdehoff*

«Lolita» mit umgekehrten Vorzeichen

Von Kathy Lette — In «Tampa», dem Skandal-Roman der amerikanischen Autorin Alissa Nutting, verführt eine pädophile Lehrerin einen minderjährigen Schüler. Vorlage dazu ist ein realer Fall in Florida. Was taugt dieser Bestseller?

Debra Lafave, eine junge, hübsche Lehrerin aus Florida, bekannte sich 2005 der «lewd or lascivious battery» schuldig. Das ist ein für Florida spezifischer Tatbestand, der sich am ehesten mit «sexueller Nötigung Minderjähriger» umschreiben lässt. Lafave war von der Mutter eines vierzehnjährigen Schülers angezeigt worden, mit dem die Lehrerin verschiedentlich Sex gehabt hatte. Nachdem sie gestanden hatte, mit dem Jungen bei vier Gelegenheiten – einmal auch in der Schule – Geschlechts- und Oralverkehr gehabt zu haben, wurde sie in zwei Punkten angeklagt. Ihr Verteidiger brachte vor, sie sollte ihrer Schönheit wegen vor einer Gefängnisstrafe bewahrt werden: «Debbie in ein Frauengefängnis des Staates Florida zu stecken, eine attraktive junge Frau in ein solch scheussliches Loch zu stecken, wäre ungefähr so, als würde man ein Stück rohes Fleisch in eine Löwengrube.» Obschon der Tatbestand mit bis zu dreissig Jahren Gefängnis bestraft werden kann, wurde die Lehrerin nur zu sieben Jahren auf Bewährung und drei Jahren Hausarrest verurteilt.

Jeder Satz ist eine Anzüglichkeit

Über das laufende Verfahren wurde damals gross berichtet, und ich kann mich an viele Streitgespräche bei Tisch erinnern, in denen diskutiert wurde, wie man selbst reagieren würde, wenn der eigene vierzehnjährige Sohn von seiner schönen Lehrerin verführt würde. Mein Sohn war damals sechzehn. Hätte ich mich darüber gefreut, dass seine sexuelle Erziehung in sicheren Händen sei? Hätte ich befürchtet, die Erfahrung könnte tiefe psychische Wunden hinterlassen? Meine Freunde sagten, das sei, als fände man sich in einem dieser europäischen Filme wieder, die im Original mit Untertiteln gezeigt werden. Und französische Väter führten ihre Söhne in den Sex ein, indem sie sie in Bordelle mitnahmen. Mit anderen Worten: Dieser Schüler habe doch einfach ein Affenschwein, dass er gratis zum Schuss gekommen sei. Und dann auch noch mit einer so heissen Braut. Als ich ihnen ein Foto von Lafave gezeigt hatte, hatten sie so losgesabbert, dass ich danach meinen Teppich reinigen lassen musste.

Tatsächlich hatten die Geschworenen im Fall Lafave nicht Milde walten lassen, weil sie selbst im Sabber geschwommen wären, sondern wegen der tiefsitzenden Überzeugung, dass Männern Sex wichtiger sei als Frauen. Ein Mann könne von einer Frau nicht «vergewal-

tigt» werden, denn er könne nun mal nicht gegen seinen Willen sexuell erregt werden.

Mit so einer Lehrerin käme mein Sohn gratis auf seine Kosten, hiess es, wenn das kein gutes Geschäft sei! Aber was denn mit der seelischen Vergewaltigung sei, fragte ich. Mein Einwand, ein Vierzehnjähriger könne psychisch missbraucht und verletzt werden, ging unter im Gelächter der Männer.

Anfang Jahr ist ein Roman erschienen, in dem es genau um diese Dinge geht, und zwar so detailliert, dass sich einem die Zehennägel einrollen. Alissa Nutting lehrt Creative Writing und ging einst mit Lafave zur Schule. Zu ihrem Roman «Tampa» wurde sie ganz offensichtlich durch deren Fall angeregt. Ihre Hauptperson, Celeste Price, ist Englischlehrerin für Dreizehn- bis Vierzehnjährige in einem Vorort von Tampa, und jeder ihrer Sätze ist eine Anzüglichkeit. Sie ist ausserordentlich schön, fährt eine rote Corvette und ist auf Jungen scharf. Im Roman wird gezeigt, wie gezielt sie zwei vierzehnjährige Schüler verführt. Sie werden eingeführt in Bondage, Analsex und oralen Analsex, die Beschreibungen sind drastisch und dürften im mittleren Amerika ein grösseres Erdbeben auslösen. Der Roman dürfte geilen Papas aber auch ein für alle Mal klarmachen, dass es nicht okay ist, wenn eine Lehrerin statt Linguistik Cunnilinguistik unterrichtet.

Das Buch wirft auch interessante Fragen auf, was weibliches Begehren betrifft. In «Die versteckte Lust der Frauen. Ein Forschungsbericht» hatte Daniel Bergner aufgezeigt, dass Frauen sexuell hungriger sind als Durchschnittsmänner und dass sie biologisch keineswegs auf Monogamie ausgerichtet sind. Bloss weil wir Frauen das lustvolle Anschwellen unserer Geschlechtsteile verbergen können, heisst das noch lange nicht, dass uns Sex nichts bedeutet und wir nicht zu allem Möglichen bereit sind.

Den ständigen Nacktheiten zum Trotz

Als Mutter einer zwanzigjährigen Tochter möchte ich, dass sie ein sexuell befreites, von keinen Konventionen eingeschränktes Leben führt, Männern in jeder Beziehung ebenbürtig. Doch schon die Sprache verrät, wie tief die Doppelmoral in unserer Gesellschaft wurzelt. Jahrzehnten von Feminismus zum Trotz wird ein sexuell aktiver Mann als Herzensbrecher, Casanova, Schürzenjäger und schlimmstenfalls als Frauenverschleisser bezeichnet, eine Frau dagegen, die ebenso sexinteressiert ist, als Flittchen, Schlampe oder gar Hure. Müssen sich Männer

so viele Hörner abstossen, dass das eigentlich unter Umweltverschmutzung fallen sollte, werden wir Frauen dafür verurteilt, wenn wir ihnen wieder welche aufsetzen. (Warten wir aber zu lang, bis wir einen Kerl ranlassen, werden wir als «Saharafotzen» abgetan.) Tatsächlich möchten die meisten Männer noch immer mit einer Jungfrau ins Bett. Deshalb fragt ein Mann gern: «Bin ich der erste Mann, mit dem du schläfst?», worauf die Frau antwortet: «Selbstverständlich. Aber warum stellt ihr Männer eigentlich immer diese dämliche Frage?»

Dieser tiefsitzenden Verlogenheit wegen wirkt die explizite Darstellung unverhohlenen weiblichen Begehrens in «Tampa» so verstörend. Wir sind mit den Büchern von Vladimir Nabokov, Philip Roth, Henry Miller, John Updike und anderen gross geworden. Wir sind daran gewöhnt, dass männliche Hauptfiguren nach weiblichem Frischfleisch lechzen. Hat jedoch eine Frau das Bedürfnis, Jungfrauen zu knacken, reagieren wir schockiert. Celeste hält Ausschau nach einem Jungen, dessen Mund

Neben Celeste nimmt sich der Weisse Hai so harmlos wie eine Kaulquappe aus.

«teuflisch brav» aussieht. Sie dreht im Schulzimmer fast durch, wenn sie zu erraten versucht, «was für Unterhosen verschiedene Jungs trugen, indem sie deren Leistengegend studierte, wenn sie aufstehen mussten, um etwas laut vorzulesen». Und einem Schüler flüstert sie zu: «Ich möchte deinen Saft in deiner Unterhose riechen.»

Es gibt zurzeit einen Trend zu weiblichen Hauptfiguren, die nicht ganz koscher sind, und Celeste gehört dazu. Der Riesenerfolg eines Thrillers wie Gillian Flynns «Gone Girl – Das perfekte Opfer» zeigt, dass das Lesepublikum bereit ist für weibliche Hauptfiguren, die nicht so tugendhaft und opferbereit sind wie die kleine Nell in Dickens' «Der Kuriositätenladen» oder wie Elizabeth Bennet, die sich in Jane Austens «Stolz und Vorurteil» nach ihrem Darcy verzehrt, sondern Frauen, die kompliziert, doppelzüngig, manipulativ und schlicht und einfach böse sind.

Die Highschool-Lehrerin in «Tampa» ist gnadenlos amoralisch. Sie betäubt ihren Mann, damit sie mit ihm keinen Sex haben muss, schreibt mit ihren Vaginalsekreten die Namen ihrer Schüler auf deren Tische, treibt es mit dem



Gnadenlos amoralisch: Autorin Nutting.

Vater eines Schülers, um seinen Verdacht zu zerstreuen, betäubt danach auch ihn, um mit dem Sohn neben Papas bewusstlosem Körper zu vögeln – bei der Lektüre von alledem hätte ich die Autorin gern gefragt, warum sie ihrer Figur auch noch den leisesten Skrupel versagt habe. Als der Vater Celeste in flagranti mit dem Sohn erwischt und vor Schreck einen Herzanfall hat, sie ihn sterben lässt und es mit dem trauernden Jungen treibt, während die Leiche von dessen Vater im Flur erkaltet – spätestens da wurde mir klar, dass diese Frau eine Herztransplantation dringend nötig hatte, denn ganz offensichtlich

hatte sie keines. Neben Celeste nimmt sich der Weisse Hai so harmlos wie eine Kaulquappe aus. Und als das Buch seinen grausigen Höhepunkt erreicht, wirkt Jago, der Intrigant aus Shakespeares «Othello», im Vergleich zu Celeste wie ein Sozialarbeiter.

Doch den ständigen Nacktheiten zum Trotz kommt es zu keinen erregenden psychologischen Enthüllungen oder gar einem aufreizenden Seelenstriptease. Der Sex mag heiss sein im Sinne von explizit, doch die Gefühle sind eiskalt. Die Autorin ist wie erwähnt Dozentin für Creative Writing, und oft kommt einem ihr

Buch vor, als habe sie sich die Aufgabe gestellt, ein Pendant zu «Lolita» zu schreiben mit umgekehrten Vorzeichen. Wäre dem so, würde ich ihre Leistung wie folgt benoten: Aktualität: 10/10; Stil: 7/10. Denn «Tampa» ist zu kalkuliert und gekünstelt, und es mangelt ihm an emotionellem Engagement.

Schiere Schwarzweissmalerei

Es bedient ja die typische Männerfantasie von der geilen und nymphomanen Lehrerin. Von Lafave mal abgesehen: Wie oft kommt dieses pubertäre Wunschbild unter real existierenden Frauen vor? Während Männer alle von Schulmädchen träumen (schon gut, nicht alle Männer stehen auf Vierzehnjährige – manche ziehen Sechzehnjährige vor), beschäftigen Frauen sich lieber mit ihrem Haar, den Nägeln und ihrem Teint, als dass sie pickligen Jungs nachsteigen. Die Knaben, die Celeste verführt, sind so jung, dass ich mich fragte: «Will sie die jetzt abschleppen oder adoptieren?»

Kommt hinzu, dass die Sexszenen für mich weder realistisch noch erregend wirkten. An einer Stelle sagt Celeste, sie möchte, dass ihr vierzehnjähriger Liebhaber «ihre Brustwarzen mit den scharfen Kanten seiner Zahnkorrekturvorrichtung» reize. Das stelle ich mir ungefähr so erotisch vor wie den Anblick von Ian Pasley in einem Cachesexe. Bei Jungen in diesem zarten Alter dürfte Sex ausser mit Zahnspangen vor allem verbunden sein mit Pickelcreme, vorzeitigem Samenerguss, nicht enden wollendem Gekicher, Klatsch und Prahlereien. Ach so: und tödlicher Langeweile. Denn so ein junger Mann mag über eine starke Libido verfügen – aber kann er das Wort auch buchstabieren? Vermutlich glaubt er, damit sei das Textbuch zu einer Oper gemeint. Wobei «Oper» ja wohl auch nicht zu seinem aktiven Wortschatz gehört, ausser wenn «Seifen-» davor steht. Bei Gesprächen mit männlichen Wesen im Teenageralter gehen einem rasch einmal die Themen aus. Wer Michael Jackson war, bevor er geweiht wurde, wissen sie nicht, und von Lenin glauben sie, er habe mal bei einer uralten Band namens Beatles oder so gespielt.

«Tampa» ist aktuell, gut konstruiert und hat Tempo, doch verglichen mit «Shades of Grey» ist es schiere Schwarzweissmalerei. Die Figuren gehen einem kein bisschen unter die Haut, sondern lassen einen völlig kalt. Was die sexverrückte Lehrerin bei ihrem Liebhaber an psychischen Schäden anrichtet, hat mehr mit Schauerromanen als französischen Studiofilmen zu tun. Man sollte dieses Buch als Musterbeispiel eines literarischen Antiaphrodisiakums auflisten, denn es macht nicht nach, sondern bereits vor dem Koitus traurig.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Alissa Nutting: Tampa. Hoffmann und Campe. 287 S., Fr. 34.90

Das Problem

Von Henryk M. Broder — Wie friedlich wären der Nahe Osten und die Welt ohne Juden.



Das die Deutschen nie «so ausser sich geraten, wie wenn sie zu sich kommen wollen», ist eine Erfahrung, die schon Tucholsky immer wieder staunen liess. Würde er noch leben, käme er aus dem Staunen nicht mehr heraus. Zum WM-Endspiel titelte eine Berliner Boulevardzeitung an die Adresse der Argentinier: «Ihr seid Papst, aber wir sind Götter!» Und das noch vor dem entscheidenden Spiel.

Nicht auszudenken, was passiert wäre, hätten die Deutschen das Endspiel verloren. Ein lange anhaltendes Trauma wäre ihnen sicher gewesen. Denn als Deutscher darf man weder ein Endspiel verlieren noch eine Endlösung nicht beenden. Die Folgen sind verheerend.

Dieser Eintrag war vor kurzem auf der Facebook-Seite von Gregor Gysi zu lesen: «[...] lieber freund gregor [...] ich habe da eine ganz eigene meinung [...] der holocaust war ganz schlimm, und so etwas darf nie wieder von uns deutschen ausgehen [...], aber mal angenommen, nur so rein hypothetisch leise nachgedacht [...], um wie viel friedlicher wäre der nahe osten, wenn der holocaust erfolgreich gewesen wäre?»

Bald darauf stand auf der Homepage des von Jakob Augstein herausgegebenen Wochenblattes *Freitag* ein Beitrag zur aktuellen Gaza-Krise. «Das eigentliche Problem am Israel-Palästina-Konflikt ist das zionistische Israel. Die Ausrufung des zionistischen Staates Israel am 14. Mai 1948 auf besetztem palästinensischem Boden ist das eigentliche Problem. [...] Das Problem, welches mit der Gründung Israels einherging, ist nicht nur ein Problem der Palästinenser. Nein, es ist ein weltweites Problem. [...] Erst wenn das zionistische Gebilde der Vergangenheit angehört, wird der Weltfrieden zur Gegenwart und die Hoffnung die Zukunft.»

Wenig später kommentierte *Spiegel* online die Wirkung des israelischen Raketenschuttschildes «Iron Dome» mit diesen Worten: «Er trägt dazu bei, dass der Weg zu einer Lösung des Problems versperrt bleibt. Denn die kann nur eine politische, niemals aber eine technisch-militärische sein.» Wie friedlich wären der Nahe Osten und die Welt ohne Juden! Und wie gemein sind die Israelis, die eine politische Lösung des Problems durch den Einsatz technisch-militärischer Mittel verschleppen, um am Leben zu bleiben.

Ganz oder gar nicht

Von Silvio Borner — Liberalisierungen und Privatisierungen führen nicht immer zu mehr Effizienz, Wettbewerb und Innovation. Bei halbhatzigen Schritten wird oft nur die Verantwortung abgewälzt.

Ein Liberaler wird häufig – aber längst nicht immer – für Deregulierung, Liberalisierung und auch Privatisierung eintreten. Dies jedoch nicht aus ideologischen Gründen, sondern aufgrund der zu erwartenden volkswirtschaftlichen Vorteile. Oder anders gesagt: Auf die messbaren Resultate kommt es an. Dafür in Frage kommen Effizienzgewinne, Innovationsprozesse und mehr Wettbewerb. Es gibt zahlreiche wichtige Wirtschaftsbereiche, die ohne Regulierung nicht auskommen, etwa Banken, Versicherungen, Telekommunikation oder Bahnverkehr. Entscheidend ist nicht die Quantität, sondern die Qualität der Regulierung.

Gleiches gilt auch für Liberalisierungen und Privatisierungen. Auch hier geht es nicht um Glaubensfragen, sondern um Effizienz, Wettbewerb und Innovation. Was aber mit Sicherheit schiefeht, sind halbhatzige Schritte in Richtung Liberalisierung oder gar Privatisierung. Zu nennen wäre hierbei die Liberalisierung des Arbeitsmarktes im Sinne einer Öffnung für den EU-Raum. Mit der euphemistisch als «flankierende Massnahmen» vertuschten internen Überregulierung wird der Arbeitsmarkt nur unfreier. Trotz der Rückkehr zur Mengenregulierung bei der Zuwanderung sollen die flankierenden Massnahmen gar noch ausgebaut werden.

Ähnliches passiert in der Landwirtschaft: Hier wurde der Käsemarkt liberalisiert, aber sofort eine «flankierende Verkäsungszulage» eingeführt, um die Einkommen zu stützen. Oder in der Spitalfinanzierung, wo in wettbewerbsfördernder Absicht Fallpauschalen eingeführt wurden. Ein isolierter Liberalisierungsschritt in einem überbestimmten, bürokratisch-regulatorischen Dickicht führt meist vom Regen in die Traufe. Was zunimmt, sind Komplexität, Intransparenz, Regulierungskosten und die volkswirtschaftlichen Verluste.

Noch schädlicher sind Scheinprivatisierungen, bei denen Staatsbetriebe als Aktiengesellschaften ausgegliedert werden, aber im Eigentum des Staates bleiben – wie etwa bei den SBB. Der Steuerzahler haftet weiterhin für die Defizite oder gar für Löcher in der Pensionskasse. Bei der Swisscom haben wir zumindest private Minderheitsaktionäre, aber auch dieses Unternehmen bleibt unnötig stark politisiert. Dies

trifft für die SRG natürlich noch mehr zu: Generaldirektor de Weck kann schalten und walten, wie er will, während Haushalte und Unternehmen zu den höchsten Gebühren der Welt verdonnert werden und der SRG – selbst ohne Zuschauer oder Hörer – ein permanent sprudelndes Füllhorn garantieren.

Kunden sind im Monopol gefangen

Auch bei der Energiewende spielen Stadtwerke und produzierende Aktiengesellschaften im öffentlichen Eigentum zusammen mit Politikern und Beamten im VR eine üble Rolle. Opportunistisch folgen sie den politischen Modetrends, statt die langfristigen Interessen der Abnehmer und Steuerzahler wahrzunehmen. Bei BKW und Axpo sind so bereits Werte in Milliardenhöhe fahrlässig vernichtet worden. Grosse Stromverteiler tätigen aus rein propagandistischen Gründen riskante Investitionen im Ausland, die aber jederzeit auf die

im Monopol gefangenen Kunden oder gar die Steuerzahler abgewälzt werden können.

Die Auslagerung von städtischen Betrieben in angeblich eigenständige Einheiten ist schlechter als eine echte Privatisierung oder eine klare Verstaatlichung. Die Verwaltungsräte dieser «autonomen Staatsfirmen» sind nach wie vor primär Politiker,

die jetzt viel Geld verdienen, die Betriebe für ihre eigene Karriere missbrauchen, aber Regierung und Parlament in der Aufsichtsverantwortung zur Geisel machen.

Wohin das führt, kann man in Basel hautnah miterleben. Aber auch die Verselbständigung der Universitäten hat bestenfalls auf dem Papier stattgefunden. Früher wusste jedermann an der Uni, wer der Chef ist, nämlich der Rektor als operativer Leiter und der Erziehungsdirektor als oberster Boss. Heute haben wir zahllose Gremien und einen Universitätsrat, in dem die Erziehungsdirektoren nun den Ton angeben. Dadurch ist die Fokussierung auf Lehre und Forschung zugunsten von Gender-Fragen, veganem Essen und anderen lokalpolitischen Korrektheiten verlorengegangen.

Es gibt weltweit sehr gute staatliche Universitäten. Aber unsere halbhatzig verselbständigten Uni-Zwitter führen nur zur Verwischung von Verantwortung zum einen und zu einer Politisierung von Lehre und Forschung zum anderen.



Suche nach der verlorenen Zeit

Von Hansrudolf Kamer — Frankreichs Präsident klammert sich an die Geschichte, um die Gegenwart vergessen zu machen. Derweil versinkt die Politik im Sumpf der Affären und Vetternwirtschaft.



«**A** la recherche du temps perdu» – François Hollande sucht die verlorene Zeit. Die Zeitung *Le Monde* benützt den Titel von Marcel Proust, um den Auftritt des französischen Präsidenten am Quatorze Juillet

zu beschreiben: Militärparade im Gedenken an den Ersten Weltkrieg, feierliche Fragestunde am Fernsehen mit Mahnungen an die Mitbürger.

Ein Eindruck von *gravitas*, verstärkt durch eine neue, rechteckige Brille – die alte wirkte zu frivol. Selbstbewusst formulierend, über den Dingen stehend, bedacht auf seine Rolle in der Geschichte, fokussiert auf das einzige Ziel, das zählt: Das Land muss stärker werden! Das ist der neue Hollande.

Meinungsumfragen geben ihm recht. Sie verzeichnen einen leichten Aufschwung. Doch noch immer sind es weniger als ein Viertel aller Befragten, die von seiner Amtsführung eine gute Meinung haben. Doch das macht ihm nichts aus. Er brauche keine Umfragen, um zu wissen, was die Franzosen dächten. «Ich zirkuliere, ich spreche, ich höre zu, ich weiss, was die Franzosen zu sagen haben», meint er im Interview zum Nationalfeiertag. Zugleich wurmt es ihn, dass seine Landsleute immer nur klagen und alles schlechtmachen.

Vielleicht haben sie Grund dazu. Im Januar hatte er verkündet, er sei nun Sozialdemokrat und auf dem Weg zu Reformen, die Frankreich aus der Misere befreien würden. Auf die damalige Ankündigung folgten zwei desaströse Niederlagen – bei den Gemeinde- und den Europawahlen, die dem Front national (FN) ungeahnte Erfolge brachten. Die wirtschaftliche Situation blieb derweil unverändert desolat.

Hollande zählt die Reformen auf, die kommen: 2015, 2016, 2017. Das alles müsse man nun in einer neuen Perspektive sehen. Das werde eine Verbesserung der Wirtschaftslage und auch der französischen Wettbewerbsfähigkeit bringen. Dann stehe das Land besser da; dann werde er entscheiden, ob er wieder als Präsident kandidiere. Doch auf breiter Front formiert sich der Widerstand der Interessengruppen, vor allem der Gewerkschaften. Mit dem Abgang in die Sommerferien verblassen die

grossen Worte. Ebenso schwindet das Interesse für Politik. Nur die Intellektuellen widmen sich ihr. Dass die Institutionen der Fünften Republik, die Charles de Gaulle 1958 auf den Ruinen der Vierten gegründet hatte, morsch sind, ist inzwischen unter ihnen eine verbreitete Meinung.

Dem Präsidenten und der Regierung unter Manuel Valls traut man nichts mehr zu. Der Premierminister ist zwar populärer als Hollande, doch der Test seiner Reformpolitik steht noch aus. Eine schlagkräftige Opposition wäre im Spiel der Kräfte notwendig, doch die Rechte demontiert sich selber.

Wasser auf die Mühlen von Le Pen

Die Union pour un mouvement populaire (UMP) ist pleite wegen Ausgabenexzessen im letzten Wahlkampf. Zwielfichtige Affären diskreditieren verschiedene Amtsträger, nicht zuletzt den ehemaligen Präsidenten Sarkozy. Dieser war am Monatsanfang während fünfzehn Stunden in Polizeigewahrsam genommen und verhört worden.

Dann folgte die formelle Anklage wegen Bestechung und Begünstigung. Ein unerhörter Vorgang: Französische Präsidenten sind keine gewöhnlichen Sterblichen, und man behandelt sie mit Respekt. Die Ermittler hatten die privaten und vermeintlich abhörsicheren

Mobiltelefone von Sarkozy und seinem Anwalt angezapft – am letzten Wochenende waren Auszüge der Gespräche in *Le Monde* zu lesen.

Sarkozys Partei, die UMP, wird inzwischen kommissarisch geführt von einem Dreigestirn – den ehemaligen Premierministern Fillon, Juppé und Raffarin – bis zum Wahlkongress im November. Der Parteichef, Jean-François Copé, war im Mai im Schatten des Bygmalion-Skandals zurückgetreten. Die PR-Firma hatte, so lauten die Beschuldigungen, im Wahlkampf 2012 mit einer gefälschten Buchhaltung gesetzliche Finanzierungslimiten umgangen.

Inzwischen sabotiert sich das Triumvirat selber. Zwei der drei kämpfen um den Parteivorsitz und die beste Startposition für die nächste Präsidentenwahl.

Sarkozy ging nach seiner Einvernahme in die Offensive und behauptete am Fernsehen, das alles sei eine politische Vendetta, die ihn in den Dreck ziehen und seine Rückkehr in die Politik verhindern solle. Die Justiz stecke im Sack der Regierung. Die Vermutung ist nicht unbegründet, doch die Folgen sind prekär. Das Ansehen der gesamten Politikerkaste sinkt.

Wasser auf die Mühlen von Marine Le Pen und des Front national. Sie behauptet seit langem, das gesamte politische Establishment sei korrupt, links wie rechts. Über Anschauungsmaterial braucht sie sich nicht zu beklagen.

Die Franzosen tolerieren ein gewisses Mass an politischem Ränkespiel und wollen auch nicht alles wissen, was hier vorgeht. Doch verlangen sie im Gegenzug politische Intelligenz und Kompetenz. Daran hapert's zurzeit, und Sarkozys Verteidigungsstrategie im Affärenschmelgel spielt direkt dem FN in die Hände. Bald kann nur noch die blonde Jeanne d'Arc Frankreich retten.



Neue Brille, neues Selbstbewusstsein: französischer Staatspräsident Hollande.

Griechen-Grosskreuz und Gowex SA

Von Christoph Mörgeli

Preis und Orden wurden ihm vor einem Jahr übergeben: Jean-Claude Juncker empfing in Athen das «Grosskreuz des Erlösers». Erlöst hat der frühere Vorsitzende der Euro-Gruppe die Griechen nämlich vor dem Staatsbankrott. Mit vielen EU-Milliarden seiner europäischen Untertanen. Europa hat seinen Preis. Europa hat vor allem seine Preise. Ungezählt ist die Zahl der Ehrungen, mit denen EU-Bonzen von Staates wegen die Wirtschaft auszeichnen – wie ehemals die Diktatoren von DDR und UdSSR ihre Staatswirtschaftsfunktionäre.

Da gibt's den Europäischen Unternehmensförderpreis. Und den Europäischen Handwerkspreis. Und den EU-«Green-Building»-Preis für Energieeffizienz. Und den EU-Förderpreis für innovative Projekte. Und den René-Descartes-EU-Forschungsförderpreis. Und den «Erasmus+»-Preis «Good Practice». Und den EU-Umweltpreis «Best of the Best».

Von der EU beehrt und bejauchzt wurde auch die spanische Firma Let's Gowex SA, Anbieter von drahtlosen Netzwerken und Wi-Fi-Provider. Anno 2012 hat die Europäische Kommission die Let's Gowex SA mit dem Preis der «Best New Listed Company» ausgezeichnet. Dies wegen Verdiensten um «Marktanteil», «Beschäftigung», «Gewinnwachstum», «langfristige Entwicklung», «Reputation» sowie «Verkauf». Verkauft hat die Madrider Firma vor allem ihre Kunden und Investoren. Der Gründer und CEO hat über Jahre die Bilanzen gefälscht. Die Let's Gowex SA entpuppte sich als betrügerische Blase. Als klassische Anlegerfalle. Während die EU Finanzinstitute unter dem Vorwand des Anlegerschutzes zu Tode reguliert, hat sie die mittlerweile wertlose Let's Gowex SA als seltenes Beispiel eines spanischen Firmenerfolgs abgefeiert.

Doch die wirtschaftliche Realität der Europäischen Union überschattet das glanz- und salbungsvolle Preisverteilen ihrer Beamten. Griechenland hat seine Transfergelder demnächst aufgezehrt. Italien zahlt seit Jahren Verrechnungssteueransprüche nicht zurück. Italiens Mittelstand packt die Koffer und zieht zu den Verwandten in die Schweiz. Nur schon Meldungen über Zahlungsprobleme des portugiesischen Banco Espírito Santo haben die Kapitalmärkte erschüttert. Nicht einmal ein Bankhaus, das den schönen Namen des Heiligen Geistes trägt, steht heutzutage im frommen Portugal noch unerschüttert. Denn der unheilige Geist des Marktes ist stärker.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Warum nicht China beitreten?

Von Peter Bodenmann — Drei von vier Schweizer Sonntagszeitungen sind in Sachen EU nach rechts gekippt.



Geisterfahrer: Bankier Hummler.

Niemand hat in der Schweiz mehr Analyseabteilungen als unsere Banken. Die klügsten Köpfe versuchen zu verstehen, wie die Welt heute und morgen funktioniert. Denn wer rechtzeitig und halbwegs treffsicher antizipiert, hat im Wettbewerb der Mehrwertabsahner die Nase vorn.

Trotzdem hat die versammelte Finanzplatzintelligenz nicht begriffen, dass die Amerikaner das Steuerhinterzieher-Geheimnis im Interesse ihres eigenen Finanzplatzes brutal knacken würden. Und dank der NSA längst über alle relevanten Informationen verfügen.

Jetzt verpfeifen die verantwortlichen Manager ihre Angestellten und versuchen so, ihre Haut zu retten. Selbst die NZZ beginnt sich etwas aufzuregen und fordert Rücktritte der Verantwortlichen bei der Credit Suisse.

Haben wenigstens die Direktbetroffenen etwas aus dieser für sie zeitweise traumatischen Erfahrung gelernt? Leider nein.

Zurzeit sind die rechten Geisterfahrer wieder mit übersetzter Geschwindigkeit unterwegs: 1992 empfahlen sie uns den bilateralen Weg als Alternative zum EWR. Heute empfehlen sie uns die Rückbesinnung auf Freihandelsabkommen als Alternative zum bilateralen Weg.

Zu den Wiederholungstätern gehört der allseitig begabte Bankier Konrad Hummler. Für ihn ist klar: Die kleine Schweiz kann und muss

in Zukunft der EU auf der Nase herumtanzen. Weil diese ja gar nichts machen kann, genauso wenig wie eben erst die Amerikaner.

Luxemburg ist halb so gross wie das Wallis, mit etwas mehr Einwohnern. Der Bankenplatz war pro Einwohner ein einträglicheres Piratenest als der Schweizer Finanzplatz. Nur kamen die Luxemburger nicht an die Kasse, weil die EU ihre Interessen mitvertreten musste.

Jetzt setzte sich der Luxemburger Jean-Claude Juncker als neuer EU-Kommissionspräsident durch. Obwohl – wenn wir seinen Gegnern um David Cameron glauben wollen – der lebensfreudige Katholik rauchen und trinken soll wie ein Bürstenbinder.

Viele Schweizer Medien – allen voran drei von vier Sonntagsblättern – sind nach rechts gekippt. Jeden Sonntag servieren sie uns neue EU-Schauermärchen.

Die *Weltwoche* ist schon einen Schritt weiter. Sie empfiehlt uns bereits, den äusserst vorteilhaften Beitritt zu jenen USA, die die Schweizer Banken und Steuerzahler immer noch mit Milliardenbussen melken, zu prüfen. Nachdem das Imperium eben erst die älteste Privatbank der Schweiz von der Landkarte radiert hat.

Der Sommer hat noch nicht begonnen, aber das Loch ist bereits da. Warum nicht gleich China beitreten?

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

2000 ist heute

Von Kurt W. Zimmermann — Unsere grossen Verlage sind wieder erfolgreich wie vor vierzehn Jahren. Das weiss man auch in den USA.

Das Jahr 2000 werden sie beim *Tages-Anzeiger* nie mehr vergessen. Das Blatt verbuchte weit über 10 000 Seiten an Stelleninseraten. Das spülte einen rekordhohen Reinerlös von 120 Millionen Franken in die Kasse.

Es bestätigte sich die alte Wahrheit des Verlagsgeschäfts. Das grosse Geld verdient man ausschliesslich mit Kleinanzeigen.

Heute ist dieser Strom versiegt. Im letzten Jahr hatte der *Tages-Anzeiger* keine 900 Seiten an Stelleninseraten mehr. Der traditionelle «Stellenanzeiger», der seit je beigelegt war, wurde eingestellt.

Das heisst nun aber nicht, dass den Medienhäusern die Umsätze mit Job-Angeboten davongeschwommen wären. Sie haben sich bloss vom Papier ins Internet verschoben.

In diesen neuen Märkten paddeln die grossen Verlage wieder obenauf. Ringier und Tamedia betreiben gemeinsam die beste Stellenplattform Jobs.ch. In vergleichbaren Digitalmärkten liegen die Verlage ebenso vorn. Tamedia bietet mit Homegate.ch ein führendes Angebot für Immobilien. Ringier ist mit ihrer Scout24-Gruppe ebenfalls bei Immobilien und bei Fahrzeugen in bester Position.

Ich erinnere mich gut ans Jahr 2000. Wenn ich damals Michael Ringier traf, redete er über die Ungerechtigkeit der Welt. Er musste zuschauen, wie *Tages-Anzeiger* und *NZZ* ihre gewaltigen Umsätze mit Kleinanzeigen machten. An seinem *Blick* aber ging dieses Annoncengeschäft damals völlig vorbei. «Ich hätte auch gerne so eine Gelddruckmaschine», sagte Ringier.

Inzwischen hat er sie. Im digitalen Markt ist Ringier endlich ans grosse Geld der Kleinanzeigen herangekommen. Die Margen sind gewaltig. Die Jobs.ch-Plattform zum Beispiel, an der Ringier beteiligt ist, macht einen Umsatz von 95 Millionen und auf Ebitda-Stufe einen Gewinn von 55 Millionen. Auch die eigene Scout24-Gruppe ist hochprofitabel.

Durch ihre gelungene Expansion ins Internet-Annoncengeschäft sind die Verlage auch wieder für Investoren interessant geworden – wie sie es schon einmal waren.

Im Jahr 2000 legte Tamedia einen äusserst einträglichen Börsengang hin. Der hohe Emissionspreis war getrieben von den enormen Renditen im gedruckten Kleinanzeigenmarkt.

Im Jahr 2014 legte soeben Ringier einen äusserst einträglichen Teilverkauf hin. Die New Yorker Beteiligungsfirma Kohlberg Kravis Roberts (KKR) übernahm einen Anteil von 49 Prozent an ihren Internet-Marktplätzen



«Gelddruckmaschine»: Verleger Ringier.

der Scout24-Gruppe, für 175 Millionen Dollar. Der hohe Verkaufspreis war getrieben von den enormen Renditen im digitalen Kleinanzeigenmarkt.

In vier bis sechs Jahren wird KKR ihren Ringier-Anteil wieder verkaufen. Ein Profit von mindestens vierzig Prozent ist das Minimum, das beim Weiterverkauf heraus schauen muss. Das ist realistisch.

KKR war nicht der einzige Interessent für den 49-Prozent-Anteil an Ringiers Online-Märkten. Auch Tamedia, Springer und die schwedische Beteiligungsfirma EQT reichten ein Angebot ein. KKR offerierte in der Bieterunde schliesslich den besten Preis und, im Fall des späteren Weiterverkaufs, die besten Konditionen.

Unsere grossen Verlage, so kann man bilanzieren, haben ihr grösstes Geschäft, die Kleinanzeigen, wieder gut im Griff.

Es gibt eine Ausnahme, die diese Entwicklung völlig verpasst hat. Es ist die *NZZ*. Als ich kürzlich mit *NZZ*-Präsident Etienne Jornod beim Lunch sass, sagte er mir, er würde nie eine Internet-Firma wie Jobs.ch kaufen. Er halte nichts von diesen digitalen Plattformen der Kleinanzeigen.

Ich war platt. Es kam mir vor, wie wenn mir im Jahr 2000 der Präsident der *NZZ* erklärt hätte, er würde nie im Leben ein Stelleninserat in seiner Zeitung drucken.

Bravo! Super!

Von Beatrice Schlag — Nicht jedes Lob tut Kindern einen Gefallen.

In China werden Kinder von ihren Müttern bekanntlich so gut wie nie gelobt. Chinesen fürchten, Lob mache Kinder arrogant und unbeliebt und fördere ihre Neigung, sich selbst zu überschätzen. Im Westen war das bis vor wenigen Generationen ähnlich. Wie genau es kam, dass ein grosser Teil westlicher Eltern heute überzeugt sind, ihre Kinder würden durch pausenloses Lob besser, motivierter und selbstbewusster, muss aus Platzgründen hier übersprungen werden. Tatsache ist, dass vor allem Mütter inzwischen pausenlos in Begeisterung über das Verhalten ihrer Kinder ausbrechen, was dem Aussenstehenden rätselhaft und gelegentlich etwas peinlich ist. Warum bekommt das Kind Applaus, weil es den Spinat aufgegessen hat? Es hat ihn aufgegessen, weil es Hunger hatte und Spinat mag, im Gegensatz zu vielen anderen Kindern.



Kinderpsychologen versuchen den Eltern schon seit Jahrzehnten beizubringen, Lob nicht wahllos über Kinder auszuschütten. Ein Heranwachsender, der ständig für etwas beklatscht wird, das ihm leichtfällt, fragt sich irgendwann, ob seine Mutter dumm sei oder ihn für dumm halte. Kinder, die zu oft mit überriessenen Komplimenten («Du bist einfach grossartig!») eingedeckt werden, kommen unter Druck, irgendwann an den hohen Erwartungen zu scheitern. Wer einfach «Bravo!» oder «Super!» ruft, wenn das Kind eine hastig hingekritzelte Zeichnung hochhält, will manchmal einfach seine Ruhe haben, was durchaus nachvollziehbar ist.

Hilfreicher für das Kind wäre hingegen ein präziseres Lob wie: «Die Blumen hast du gut getroffen. Aber warum hat der Hund nur drei Beine und kein Halsband?» Je älter Kinder werden, desto feiner werden ihr Gehör und ihr Gespür für die Ehrlichkeit elterlichen Lobes. Wer mit unaufrichtigen Komplimenten abgespeist wird, fühlt sich manipuliert und fragt sich, welches die Motive der Eltern sind. Und wer nur Komplimente bekommt, wenn er im Rennen mit anderen bei Noten oder Sport die Nase vorn hat, läuft Gefahr, ein schlechter Verlierer zu werden. Schon ab Platz zwei geht oft die Motivation verloren. Natürlich sollen Kinder von den Eltern gelobt werden. Aber weniger, dafür genaueres Lob bringt dem Nachwuchs mehr als gedankenlose Begeisterung.

«Es müsste heissen: Einer wird verlieren, und zwar unser Bundesrat.» *Beat R. Brenner*



«Warum nicht mal positiv?»: Aussenminister Burkhalter.

Ausgezeichnetes Mittelmass

Nr. 28 – «Eine wird verlieren»; Urs Paul Engeler über den bilateralen Weg der Schweiz

Über das Mittelmass agierende Politiker werden hierzulande mehrheitlich nicht geliebt, zuweilen gar abgewählt. Es stünde der *Weltwoche* besser an, wenn sie es zukünftig unterliesse, ostentativ und gebetsmühlenartig auf jenes Mittelmass einzudreschen, das viele unserer glücklicherweise vom Souverän bevormundeten Politiker auszeichnet. Warum nicht auch mal über positiv auffallende Politiker berichten?

Rolf Gamma, Brissago

«Eine wird verlieren». Es müsste heissen: Einer wird verlieren, und zwar unser Bundesrat, der jetzt schon vielfach das Vertrauen vieler, vieler Bürger nachhaltig verloren hat. Er handelt in Sachen EU klar gegen die Mehrheit der Bevölkerung, mittels Wortakrobatik, wenn nicht sogar mit Falschaussagen oder Unterlassungen. Ganz abgesehen davon: Dass unsere Bundesverfassung allein den Begriff «Unabhängigkeit» elf Mal definiert, würde bedeuten, dass eine dem Stimmvolk noch vorzulegende neue Bundesverfassung ausgearbeitet werden müsste. Bedenkt man, dass in der Präambel der Bundesverfassung unter anderem folgende Definition steht: «[...] im Bestreben, den Bund zu erneuern, um Freiheit und Demokratie, Unabhängigkeit und Frieden in Solidarität und Offenheit gegen-

über der Welt zu stärken». Auch hier schneidet der Bundesrat bei der Definition «Offenheit» eher schlecht als recht ab. Die Offenheit wird in den diversen Winkelzügen in Sachen EU grob vernachlässigt. Der Verlust von Vertrauen in die Regierung ist ein schwerwiegendes Warnzeichen und sollte auch im Bundesrat zu denken geben. *Beat R. Brenner, Küsnacht*

Plötzlich Guerilla

Nr. 28 – «Angst vor der Biederkeit»; Rico Bandle über SRF-Kulturchefin Nathalie Wappler

Frau Wappler ist nicht nur sehr erfolgreich und intelligent, sondern beherrscht offenbar auch die Kunst, Andersdenkende um den Finger zu wickeln. So passiert im Porträt. Da mausert sich die *Weltwoche* vom Staatsfernsehen-kritischen Organ zum Fan der linken, europhilen Meinungsmacher von Leutschenbach. Da werden seriöse Bildungsbürger plötzlich zur Guerilla, die den selbstherrlichen Kulturchef der Stadt Zürich «in die Knie zwingt». Bisher haben wir deutliche Unterschiede zwischen den Wertvorstellungen der *Weltwoche* und denen des linken Staatssenders feststellen können. Bei diesem Porträt scheinen alle Beteiligten ein Herz und eine Seele zu sein. Möchte die *Weltwoche* nun den Weg des linken Mainstreams beschreiten? Roger de Weck ist plötzlich «inspirierend und extrem angenehm». Frau Wappler möchten wir empfehlen, ihre Angst vor der Biederkeit wie auch

diejenige vor der Meinungsvielfalt in den Griff zu kriegen. *Maximilian Eisen, Baar*

Unbequeme Wahrheiten

Nr. 28 – «Brief aus Berlin» von Thilo Sarrazin

Dank gebührt der *Weltwoche*, dass sie Thilo Sarrazin ihre Spalten öffnet. Thilo Sarrazin spricht in seinen Büchern wie «Deutschland schafft sich ab», «Europa braucht den Euro nicht» und «Der neue Tugendterror» unbequeme Wahrheiten aus, die nicht nur – verständlicherweise – von den Linken, sondern auch von der CDU/CSU abgelehnt beziehungsweise totgeschwiegen werden. Deutschland ist leider wie in früheren Jahrzehnten, ja Jahrhunderten nicht in der Lage, eine offene Diskussion zu führen.

Jürg Walter Meyer, Leimen bei Heidelberg (D)

Immer wieder beschleicht mich das Gefühl, ich sei der Einzige, der noch logisch denken kann. Danke, lieber Herr Sarrazin, dass Sie mich davon befreien. Es ist jedes Mal eine Freude, Ihre Texte zu lesen.

Rolf Gaugler, Eschenbach

Zu viele Spiele

Nr. 28 – «Kollektive Bananenschale»; Simon Kuper über die Fussballweltmeisterschaft

Grosse Nationalteams (Portugal, England, Spanien und so weiter) machten einen müden Eindruck an dieser Fussballweltmeisterschaft – vermutlich hatten deren Mitglieder dieses Jahr bereits genug verdient und wollten sich nicht der Gefahr von eventuellen Verletzungen aussetzen, ganz im Gegensatz dazu die «hungrigen» afrikanischen und lateinamerikanischen Mannschaften. Mit den jeweiligen Fussball-Landesmeisterschaften und den Spielen der Champions League existieren bereits genügend Fussballereignisse auf höchstem Niveau. Weltmeisterschaften könnten deshalb ersatzlos gestrichen werden.

Vasco Zlatareff, Interlaken

Ruefers «Mitunter»

Nr. 28 – «Fussballreporter: 1:0 für Beni»; Fernseh-Kritik von Philipp Gut

Beni Thurnheer ist okay – aber Sascha Ruefer? Seine Läuterung hat meines Erachtens noch gewaltig «Luft nach oben». Noch immer animiert er mit jeder Reportage haufenweise Journalisten zum falschen Gebrauch des Adverbs «mitunter». Dieses bedeutet nämlich «manchmal», «bisweilen», «hin und wieder», «von Zeit zu Zeit», während es Ruefer in seinem gesalbten Ton unsäglicherweise konstant anstelle von «mithin» («somit», «also», «damit», «demnach», «folglich») braucht. Es ist jedes Mal zum ... Umschalten auf ARD oder ZDF! *Hans Rudolf Wehrli, Remetschwil*

Fremd und wild

Nr. 28 – «Warum Frauen immer Sex wollen»;
von Christian Thiel

Ich muss Ihnen leider widersprechen: Der Orgasmus der Frau hat sehr wohl eine Auswirkung auf die Fortpflanzung, denn es wird dadurch eine grosse Menge Oxytocin freigesetzt, was nicht nur die Bindung zum Partner stärkt, sondern, zum richtigen Zeitpunkt, auch den Eisprung auslösen kann. Hingegen muss ich Ihnen darin zustimmen, dass man mit dem Sex nicht warten soll, bis einen die Lust übermannt, sondern die Lust kommt, in der Tat, mit dem Tun.

Skeptisch bin ich hingegen in Bezug auf Ihre Angabe, dass guter Sex Vertrautheit voraussetzt. Kann, aber muss nicht unbedingt – fremd und wild kann ganz schön gut sein und ein gewisser Grad der Unsicherheit umso mehr. Auch Ihre Prognose, dass Dessous und Spielzeug dem Sexleben nicht förderlich seien, verstehe ich nicht. Warum nicht hin und wieder im Bett mit viel Fantasie sein Alter Ego ausleben? Auch hübsche *toys*, die summen und vibrieren, tun der eingeschlafenen Libido sicher keinen Abbruch. Ihre Ratschläge tönen wohlwollend und sind sicher gut gemeint, aber seien wir doch ehrlich: Bei vielen Paaren ist irgendwann die heisse Luft verpufft. Da hilft dann gar nichts mehr, ausser eine neue Wundertüte! *Beatrix Kruger, Zürich*

Wie andere Therapeuten auch empfiehlt Christian Thiel Paaren als Tipp Nummer eins, Sex regelmässig und auf Verabredung zu haben, anstatt endlos auf die Lust zu warten. Das mag unromantisch klingen, ist aber ganz alltagsbezogen und manchmal auch erfolgreich. Doch zu mehr Sex und damit anhaltender grösserer Zufriedenheit dürfte es in einer Zweierbeziehung nur dann kommen, wenn auch die anderen Empfehlungen des Autors berücksichtigt werden. Diese passen aber schwerlich zur heutigen Ichbezogenheit und zur zunehmenden Beziehungsunfähigkeit. Wie oft fehlen bei Paaren Intimität und wirkliche Vertrautheit! Und wem ist es noch ein Anliegen, der Partnerin, dem Partner jeden Tag ein Kompliment zu machen?

Über Sex und die gegenseitigen Bedürfnisse zu reden: Wer wagt das noch? Die treffend formulierten Hinweise auf Irrtümer im Sexualleben und Tipps zu deren Überwindung zur Kenntnis zu nehmen, ist das eine, in der heutigen Welt des Zeitmangels, der Hektik und der chronischen Anspannung den Paaralltag verändern zu wollen, etwas anderes, zumindest eine Chance. *Ulrich Seiler, Bülach*

Zugriff verwehrt

Nr. 28 – «Die Hölle ist bargeldlos»;
Essay von Andreas Höfert

Sozialpolitiker, Linke, Halblinke (CVP) und Pseudo-Bürgerliche (BDP) sind noch immer

der Ansicht, dass auch kleine und mittlere Bankkunden – wenn auch indirekt – mithelfen sollen, die Misswirtschaft des Fehlkonstruktus EU, welches nicht in der Schweiz entstand, zu tragen; mit der Abschaffung des Bargeldes, auf dass allen Normalbürgern der Zugriff auf physisch greifbares Geld (mit Kaufkraft) verwehrt wird.

Marcus Stoercklé jun., Basel

Wichtige Treiber

Nr. 27 – «Stoff der Sieger»; Urs Gehriger
über den Erfolgsfaktor Milch

Vielen Dank für den sehr interessanten Beitrag. Ich war mir nicht bewusst, wie weit die Laktose-Unverträglichkeit im Erwachsenenalter weltweit verbreitet ist und welchen Einfluss das mutierte Gen, das das Enzym Laktase produziert, auf die Evolution hatte. Ich möchte die *Weltwoche* ermuntern, vermehrt über Entwicklungen und Ergebnisse aus Mathematik, Natur- und Ingenieurwissenschaften zu berichten, die aus ökonomischer Sicht – bei gleicher Bevölkerungszahl – der wichtigste Treiber des wirtschaftlichen Wachstums sind.

Hans-Jürg Büttler, Schwyz

Korrigenda

In der Rubrik «Auto» (Nr. 28/14) wurde statt des im Text erwähnten Alfa Romeo 4C der Alfa Romeo 8C abgebildet. Wir bitten um Entschuldigung.
Die Redaktion

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche*
antwortet



Darf man im Tram seine vordere Sitznachbarin darauf aufmerksam machen, dass ihr im Nacken das Etikett aus dem Pullover herausragt?
Thomas Siegrist, Gockhausen

Nein, natürlich nicht. In Zürcher Trams und Bussen darf man nichts, ausser mitfahren und sein Smartphone bearbeiten. Ausnahme: Man ist randständig und/oder alkohol- respektive drogensüchtig. Dann darf man durch das Fahrzeug schwanken und Bier aus der Dose in der Hand auf die Kleidung von Leuten, die arbeiten gehen, schütten und sagen: «Ägsgüsi, Tubel ... Nur Affe gönd ga schaffe ...» Für alle anderen gilt, Fahrgäste zur Kenntnis zu nehmen und ihre Privatsphäre nicht zu respektieren, ist schlimmer als schwarzzufahren und sich dabei erwischen zu lassen.

Mark van Huisseling

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.


CRESTA
PALACE

Sommerzeit
BELEBENDE TAGE IM
ENGADIN

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.- pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 12. Oktober 2014

★★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren


das Bergjuwel

Cool Germania

Eine Sympathiewelle bricht über Deutschland herein, und das nicht erst seit dem Gewinn der Fussballweltmeisterschaft. Selbst britische Konservative überschlagen sich mit Lobeshymnen. Woher rührt der unwiderstehliche Charme? *Von Wolfgang Koydl*

Winston Churchill, der sich mit solchen Sachen auskannte, soll seine Landsleute einst ermahnt haben, immer ein waches Auge auf die Deutschen zu werfen, da man nie wisse, woran man mit ihnen sei: «Entweder sie liegen dir zu Füssen, oder sie gehen dir an die Kehle.» In der Tat: ein beunruhigendes, psychopathisches Verhalten. Nun aber scheinen diese unberechenbaren Germanen einen Mittelweg gefunden zu haben zwischen zähneknirschender Unterwerfung und zähnefletschender Aggression: Sie haben sich in die Herzen der Welt gespielt. Die Teutonen sind, man glaubt es kaum, sympathisch geworden.

Ganz aktuell ist es natürlich die Weltmeisterschaftself von Jogi Löw, die dieses Kunststück vollbracht hat. Erstaunlicherweise neidet niemand diesen netten Jungs ihren Erfolg. Wie könnte man auch: der niedliche Grossmuttertschwarm Götze, der strubbelige Chaot Müller, der abgeklärt-philosophische Familienvater Klose – in dieser Mannschaft gibt es keine Diven, keine Stars, keine Egomane. Es ist ein hart rackerndes Team – einer für alle, alle für einen. Und noch eine neue Eigenschaft demonstrierten die Kicker, als sie sich nach dem 7:1 über Brasilien nur sotto voce freuten: Taktgefühl. Früher hätte diese Tugend zu Deutschen gepasst wie zwinglianisches Arbeitsethos zu Griechen.

Erstmals neidet auch die Welt dem deutschen Volk weder Weltmeistertitel noch Jubelfeiern. Nicht dass die Deutschen über Nacht ihre alten Klischees losgeworden wären. Noch immer gelten sie als stur, laut, arbeitswütig und zuweilen ziemlich besserwisserisch. Mit ihrer Kanzlerin dominieren sie Europa und zurren notfalls eigenhändig südländischen Hallodris den Gürtel enger.

So waren die Deutschen schon immer: irgendwie genial, aber nicht wirklich nett. Besonders populär hat sie das nie gemacht. Doch inzwischen sind diesem Volk von irgendwoher Lockerheit, Leichtigkeit und Lässigkeit zuge wachsen. Wer in der Nacht von Rio sah, wie stürmisch Angela Merkel verschwitzte Männertorsos an ihre Brust drückte, derweil die brasilianische Staatschefin steif und saueröpfisch danebenstand, dem konnten Zweifel darüber kommen, in wessen Adern mehr südländisches Temperament pulsierte. Aus arroganten deutschen Dampfbäcken wurde Cool Germania.

Selbst in der Schweiz, die traditionell ein eher schwieriges Verhältnis zu ihrem grossen Nachbarn hat, scheinen Vorurteile allmählich zu

schmelzen wie Käse auf der Raclettepfanne. Bei einer willkürlichen Strassenumfrage in Zürich jedenfalls schlug dem Fragesteller nur Wohlwollen entgegen. Viele empfinden die Deutschen als offen, entspannt und locker: «Wir sind dagegen fürchterlich verklemmt.» Interessant: Den einzigen Nachteil sehen manche Schweizer indirekt als Vorbild. Die deutsche Art, die eigene Meinung schnörkellos hinauszublaffen, schlägt oft tiefe Wunden in Schweizer Seelen. Doch insgeheim wünschen sich die Eidgenossen, dass sie selber mehr von dieser Kaltschnäuzigkeit hätten.

In den neunziger Jahren waren es die Briten unter Premierminister Tony Blair, die sich einen stylischen Coolness-Faktor zuschrieben.

Das neue deutsche Selbstbewusstsein fusst auf einem festen Fundament.

Doch Cool Britannia war nie viel mehr als ein Marketinggespinnst, dem jede solide wirtschaftliche Basis fehlte. Die Briten gebärdeten sich zwar sexy unter ihrem jugendlichen Regierungschef. Tatsächlich aber waren sie recht klamm und verdrückt.

Das neue lässige deutsche Selbstbewusstsein hingegen fusst auf einem festen ökonomischen und sozialen Fundament: Weltweit erwirtschaften nur China, die USA und Japan mehr als Deutschland, in Europa kann den fleissigen Arbeitstieren ohnehin schon lange niemand mehr das Wasser reichen. Die ganze Welt reisst sich um Produkte made in Germany, und selbst einen Wahlspruch ihrer technologischen Überlegenheit haben sie exportiert. Wer kein Deutsch spricht, läuft zwar Gefahr, sich an dem Werbeslogan «Vorsprung durch Technik» die Zunge zu verknoten. Dennoch ist er global zum geflügelten Wort geworden.



Deutschland sucht den Superstar? Deutschland ist der Superstar.

Inzwischen sind es die Briten, die zu den grössten Fans der Deutschen geworden sind. «Deutschland ist heute die erfolgreichste Gesellschaft Europas», jubelte der konservative Kolumnist Max Hastings kürzlich in der *Daily Mail*. Das ist das Blatt, das vor nicht allzu langer Zeit seine Leser noch mit Horrormeldungen über die nicht reformierbaren «huns» und «krauts» jenseits des Ärmelkanals erschreckte. Der *Telegraph* wiederum nahm in eine Liste von elf Gründen, um Deutschland zu besuchen, neben Bier, Autos und Schloss Neuschwanstein – unerhört aus angelsächsischem Mund – auch Humor auf: «Having a lächeln». Und Tony Paterson vom *Independent* jubelte schlicht: «Das beste Deutschland, das es je gab.»

Der Autor Simon Winder wiederum erkennt in Deutschland «Britanniens bizarren Zwilling»: «Beide teilen eine Menge gemeinsamer Werte, aber haben recht unterschiedliche Lebenserfahrungen», schreibt er. «Immer war es Grossbritannien, das (in seiner eigenen Einschätzung) der «gute Zwilling» war, derweil Deutschland der «schlechte» oder sogar «böse Zwilling» gewesen ist. Die jetzige Weltmeisterschaft eröffnet uns eine neue Perspektive, die frösteln lässt: Könnte Deutschland der Zwilling sein, der etwas aus sich gemacht hat, während Britannien der Zwilling ist, der die falschen Entscheidungen im Leben getroffen hat?» Die Wochenzeitschrift *Spectator* sekundierte: «Man kann bestimmt nicht behaupten, dass sie es falsch machen und wir richtig.» Der Autor des konservativen Blattes will sogar beobachtet haben, dass sich deutsche Männer im Gegensatz zu englischen Kerlen nach der WC-Benutzung die Hände waschen. Nun, man kann als britischer Deutschland-Beobachter auch ins andere Extrem fallen.

Ohne Deutschland läuft nichts

Es ist bezeichnend, dass es vor allem konservative Briten sind, die Deutschland und die Deutschen in so positivem Licht sehen. Für sie ist eine deutsche Domina die einzige Garantie, dass Europa nicht mit Haut und Haaren fiskalisch verantwortungslosen Franzosen, Spaniern oder Italienern mit Hang zum Dolcefarniente in die Hände fällt.

Es liegt auf der Hand, dass diese Europäer – inklusive Griechenland – Berlins ermüdende Appelle an Sparsamkeit und harte Arbeit als Spassbremse empfunden haben. Aber inzwi-



Weder Stars noch Diven: Toni Kroos (l.) und Mario Götze von der Deutschen Fussballnationalmannschaft bei der Weltmeisterfeier in Berlin.

schen zeigt sich, dass Mutti Merkel mit dem Nörgeln recht hatte. Sogar François Hollande sah murrend ein, dass er sich Deutschland zum Vorbild nehmen sollte. Es wird sich freilich erst zeigen müssen, ob ihm seine Landsleute auf diesen Weg folgen. Als sein Vorgänger Nicolas Sarkozy die Parole vom deutschen Vorbild ausgab, liefen ihm die Wähler in Scharen davon.

Hier liegt ein weiterer massgeblicher Grund dafür, dass Deutschland seine Spitzenposition zu Recht einnimmt. Bevölkerung und Politiker sind imstande, sich über Partikularinteressen hinwegzusetzen, wenn Wichtiges auf dem Spiel steht. Schweizer übersehen gerne, dass hinter der brüskten und zuweilen brutalen Direktheit der Teutonen eine fast schon eidgenössische Konsenssucht schlummert. Öffentlich befehzt man sich in einem Tonfall, dass einem Schweizer der Atem stockt. Doch am Ende hat man eine grosse Koalition, eine Sozialpartnerschaft oder eine Nationalmannschaft, in der sich alle dem gemeinsamen Ziel unterordnen.

So waren es Sozialdemokraten und Grüne und nicht herzenskalte Manchester-Kapitalisten – die es in der Bundesrepublik noch nicht einmal in der FDP gab –, die dem Land eine brutale Rosskur verordneten. Die Medizin erschien zwar ungeniessbar, aber sie schlug an. Der kranke Mann Europas genas in Rekord-

zeit und wuchs zu einem derart beeindruckenden Kraftprotz heran, dass selbst ein nüchterner Wirtschaftsexperte wie Bert Rürup seinem Heimatland noch glorreichere Zeiten prophezeite: Spätestens 2030, so schrieb das ehemalige Mitglied des Rates der Wirtschaftsweisen, werde Deutschland, gemessen am Pro-Kopf-Einkommen, das reichste Land der Welt sein.

Nur die Deutschen haben die Kraft, Europa einigermaßen auf Kurs zu halten.

Bis dahin dauert es noch ein wenig. Sicher ist lediglich, dass einstweilen nur die Deutschen die ökonomische Kraft und das Verantwortungsbewusstsein haben, Europa einigermaßen auf Kurs zu halten. Dass aus dieser wirtschaftlichen Macht politischer Einfluss erwächst, versteht sich von selbst. Aber allem Gezeter über Berlins erdrückende Dominanz zum Trotz muss man sagen, dass Deutschland und seine Kanzlerin vergleichsweise zurückhaltend auftreten. Sie wissen, dass sie die erste Geige spielen, aber sie wissen eben auch, dass der Violinist nicht bestimmt, was gespielt wird.

Es läuft nichts ohne Deutschland in der EU und nur selten einmal etwas gegen seinen ausdrücklichen Willen. Aber es wäre grundfalsch, Angela Merkel Allmachtsgelüste zu unterstellen. Ginge es nach ihr, würde sie lieber gemeinsam mit Partnern entscheiden. Aber sie kann nichts dafür, dass in Paris mit François Hollande die politische Version von Inspektor Clouseau regiert und dass die Europapolitik von Briten-Premier David Cameron ähnlich klar und durchdacht zu sein scheint wie ein Kampf, den Mister Bean mit der Tücke des Objekts ausficht.

Woher rührt die neue Gelassenheit im Umgang mit den Deutschen? Grund ist ein entspannteres Verhältnis zur Vergangenheit. Die Deutschen werden ihre Verbrechen nie vergessen, aber sie müssen nicht mehr beweisen, dass sie sich mit ihnen auseinandergesetzt haben. Das Ausland ist noch weiter. Manchen geht die ewige deutsche Zerknirschung auf die Nerven. Sie sehen eine geläuterte starke Mittelmacht, die nicht herumzicken, sondern Verantwortung übernehmen soll.

Ein bisschen Schuldgefühl soll freilich bleiben – zu aktivieren, falls sich die reichen Deutschen zieren, tiefer in die Tasche zu greifen. Es ist das Äquivalent zur gelben Karte. Vom Platz stellen will Deutschland niemand mehr. ○

Renaissance des deutschen Wesens

Eine Generation nach der Wiedervereinigung kommen in der Bundesrepublik die Tugenden zum Tragen, die Deutschland schon einmal gross gemacht haben. Sie können das Land noch weit tragen.

Von Peter Watson

Die Deutschen haben bei der WM in Brasilien beeindruckende Leistungen gezeigt – nicht nur durch die Höhe ihrer Siege, sondern auch in ihrer Organisation, die vielleicht eher den Klischees entspricht, die wir von Deutschland und seiner Kultur haben. Niemand bezweifelt, dass Deutschland (jedenfalls ökonomisch) in Europa gegenwärtig unangefochten an der Spitze steht. Vor allem Italien, Spanien und Portugal sind in Brasilien hinter den Erwartungen zurückgeblieben, was vielleicht auch ein Ausdruck ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit ist. England kam ohne Erwartungen und schied, wenig überraschend, schon früh aus.

Es ist ein heikles Unterfangen, eine Beziehung zwischen sportlichen Erfolgen und dem gesellschaftlichen Umfeld herzustellen. Denken wir nur an die Olympiade 1936, als Hitler die Überlegenheit der weissen Rasse feiern wollte, dann aber der schwarze Amerikaner Jesse Owens vier Goldmedaillen gewann.

Trotzdem kann man vermutlich sagen, dass Deutschland die Endphase eines Reifeprozesses erlebt, der vor rund 200 Jahren begann, aus vielerlei Gründen aber wiederholt unterbrochen wurde.

In meinem Buch «Der deutsche Genius», eine deutsche Kultur- und Geistesgeschichte der letzten 250 Jahre, weise ich darauf hin, dass die beiden Weltkriege für einen Bruch im Deutschlandbild vieler Menschen gesorgt haben. Die Katastrophe des Ersten Weltkriegs, die Schreckensherrschaft des Dritten Reichs und der Holocaust waren so zentral für das 20. Jahrhundert, dass wir (auch viele Deutsche) kaum noch in das vorangegangene Jahrhundert zurückschauen, in jene Zeit, als Deutschland auf fast jedem Gebiet eine herausragende Rolle spielte.

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts dominierte Deutschland, das nach den Verwüstungen des Dreissigjährigen Krieges am Boden lag, eine ganze Reihe von Feldern. Es war führend auf dem Gebiet der Musik (natürlich), der Mathematik, Physik, Philosophie, der Architektur, Biologie, Chemie, Archäologie, des Theaters, in der Entwicklung der Telegrafie und des Telefons, des Automobils, des Dynamos und in vielen anderen Bereichen.

Ungeachtet der politischen Krisen der Weimarer Republik gingen bis zur Machtergreifung Hitlers 42 Nobelpreise nach Deutschland (24 nach Frankreich, 21 nach Grossbritannien und 10 in die USA).

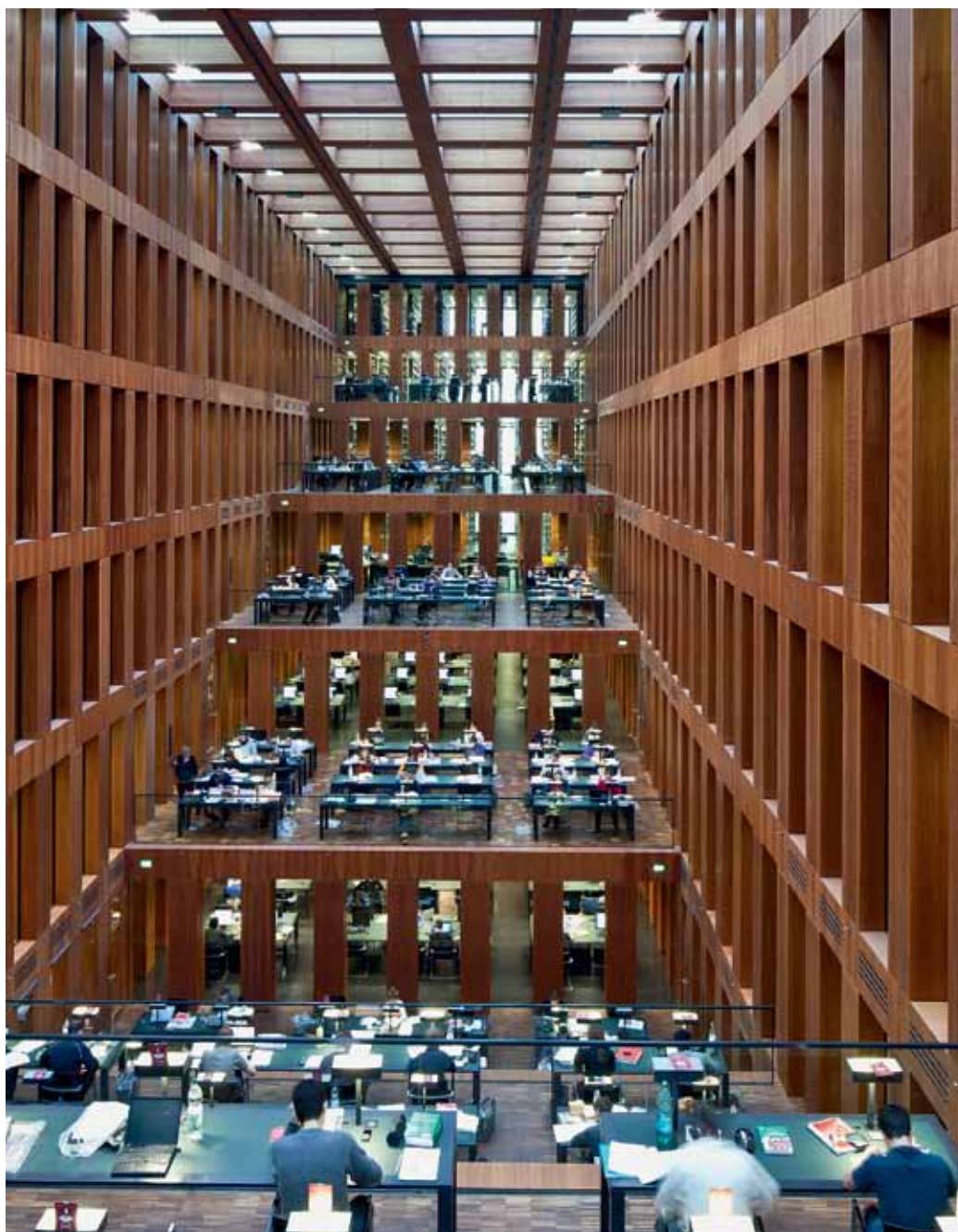
Diese Zahlen machen deutlich, warum die renommierten deutschen Historiker Percy Ernst Schramm und Fritz Stern davon sprachen, das 20. Jahrhundert hätte das deutsche Jahrhundert werden können.

Hitler hat das verhindert. Hitler war eine Katastrophe nicht nur für den Rest der Welt, sondern auch für Deutschland. Die Verbrechen, deren sich deutsche Wissenschaftler während des Dritten Reichs schuldig machten, der schreckliche Missbrauch der «Forschung», die

Perverbierung der Künste – all das muss hier nicht geschildert werden. Und nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Land in beispielloser Weise geteilt, wobei die östliche Hälfte die eine Diktatur gegen eine andere eintauschte.

Bildung aus Konkurrenz

1989 ging diese Zeit zu Ende. Könnte es sein, dass wir heute, eine Generation nach dem Fall der Mauer, eine Renaissance jenes Deutschlands vor 1933 erleben? Wird das 21. Jahrhun-



Autonomes Individuum: Humboldt-Universität in Berlin.

dert das deutsche Jahrhundert sein? Ich halte das durchaus für möglich. Wir müssen also fragen, warum Deutschland, das um 1750 noch darniederlag, Anfang der 1930er Jahre in so vielen Bereichen eine führende Rolle spielte.

Ein Grund war die soziopolitische Struktur des Landes. Deutschland bestand ursprünglich aus vielen politischen Einheiten – Staaten, Kleinstaaten, reichsfreien Städten, 200 bis 300, je nach Zählung. Alle waren nicht sonderlich gross, hatten aber einen Hof, einschliesslich Orchester und Oper, eine Armee und eine Universität. Viele Universitäten waren klein (in Paderborn gab es nur 47 Studenten), doch das ist nicht so wichtig. Entscheidend ist, dass diese Höfe miteinander konkurrierten, was ein hohes Bildungsniveau begünstigte. Die Universitäten brachten eine einflussreiche Schicht gebildeter Bürger hervor (an der Wende zum 19. Jahrhundert, als England zwei und Schottland vier Universitäten hatte, gab es in Deutschland mehr als fünfzig).

Deutschland war, im Gegensatz zu Frankreich, Grossbritannien, den Niederlanden, Belgien und Skandinavien, ein Land mit zwei Konfessionen (protestantisch im Norden, katholisch im Süden), und auch das führte zu intellektueller Rivalität. Ein Aspekt dieser Rivalität war, dass die Fürsten in ihren Kleinstaaten Ausschau nach talentierten Kindern (meist Buben) hiel-

Überhaupt ist Methodik vielleicht das zentrale Wesensmerkmal der Deutschen.

ten, denen sie eine gute Erziehung verschafften. In Deutschland waren Klassenkonflikte daher weniger ausgeprägt als anderswo, es herrschte eine grössere geistige Offenheit.

Eine bedeutende Rolle spielt hier das Bildungswesen, wie es Wilhelm von Humboldt konzipierte, der Gründervater der Berliner Universität (dessen Namen sie heute trägt). Sein Bildungsideal war die Entwicklung eines autonomen Individuums und mündigen Bürgers. In Bildung sah er den wahren Weg zu innerer Freiheit und staatsbürgerlichem Bewusstsein. Drei Dinge gehörten wesentlich dazu: Zweckfreiheit, Individualität und Wissenschaftlichkeit.

In Deutschland bestand überdies die Tradition (sehr viel mehr als in anderen Ländern), dass man an mehreren Universitäten studierte, nicht nur an einer. Überall wurde auf hohem Niveau gelehrt. So kam es, dass Akademiker in Deutschland sehr viel selbstbewusster waren als anderswo, unübersehbar zur Gesellschaft gehörten. Wissenschaftliche Methodik war Teil der nationalen Identität, sehr viel mehr als anderswo. Überhaupt ist Methodik vielleicht das zentrale Wesensmerkmal der Deutschen (also auch der Fussballnationalmannschaft).

Auf diese Weise bildete sich im späten 19. Jahrhundert das sagenhafte deutsche

Beamtentum heraus – hochgebildet, extrem motiviert, relativ gut bezahlt und daher weitgehend unbestechlich –, das die Grundlage der grossen Erfolge schuf.

Leben diese Werte weiter? Ich denke schon. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstanden die Kaiser-Wilhelm-Institute, an denen Wissenschaftler ohne Lehrverpflichtung forschen konnten, anders als im angelsächsischen System, wo Studenten von Dozenten unterrichtet werden, die es kaum erwarten können, wieder zu ihrer Forschung zurückzukehren, und daher schlechte Lehrer sind.

Die Kaiser-Wilhelm-Institute wurden nach dem Zweiten Weltkrieg in Max-Planck-Institute umbenannt, von denen es mittlerweile allein in Deutschland mehr als vierzig gibt, ausserdem mehrere im Ausland. Diese Einrichtungen sind ausserordentlich erfolgreich, weil es im deutschen Bildungssystem möglich ist, dass Akademiker, die unterrichten wollen, unterrichten und solche, die forschen wollen, eben forschen. Auch hier: Methodik.

Bürgerliche Bundesliga

Die deutschen Werte wissenschaftliche Exaktheit, Innerlichkeit und staatsbürgerliches Bewusstsein verleihen eine ruhige Selbstachtung, die man nicht überall findet. War das auch bei der WM so? Ich glaube, dass die genannten Werte ganz allgemein zum deutschen Fussball gehören. Viel ist vom Zauber der WM 2006 gesprochen worden, die in Deutschland stattfand. Deutschland hat damals nicht gewonnen, aber selbst die rüpelhaftesten britischen Fans haben sich unerwartet wohl gefühlt. Dass ein wiedervereintes Deutschland mehr bei sich ist als ein geteiltes Land, dürfte kaum jemanden überraschen.

Fussball ist also vielleicht ein Spiegelbild gesellschaftlicher Veränderungen. In der Bundesliga spielen weniger Ausländer als in der Premier League oder in La Liga (Spanien), die Vereine gehören eher den Fans – man könnte sogar sagen, dass es in der Bundesliga ein grösseres «bürgerliches Selbstbewusstsein» gibt.

Seit dem Zweiten Weltkrieg hat Deutschland mehr Nobelpreise gewonnen als Frankreich, das sich von diesem Krieg noch immer nicht ganz erholt hat, aber nicht so viele wie Grossbritannien oder Amerika. Doch seit dem Fall der Mauer holt Deutschland auf. Wenn man bedenkt, in welchen Schwierigkeiten Obamas Amerika steckt, dass Russland Menschen und Einfluss verliert und China intellektuell noch immer ein Rätsel ist, könnte das 21. Jahrhundert sehr wohl das deutsche Jahrhundert werden – aus guten Gründen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Der Brite Peter Watson ist Journalist, Kulturhistoriker und Autor von Kriminalromanen. 2010 erschien von ihm bei Bertelsmann das Buch «Der deutsche Genius, Eine Geistes- und Kulturgeschichte von Bach bis Benedikt XVI».

Pioniere

Wer hat's erfunden?

Die Sportnation Deutschland.

Von Peter Hartmann

Auf dem Platz stehen elf Weltmeister, aber hinter ihnen sind 6,8 Millionen Mitglieder in 25 000 Klubs. Der Deutsche Fussball-Bund ist der grösste Sportverband der Welt. Und die Hälfte der 80 Millionen Deutschen hat das Endspiel gegen Argentinien gesehen. Fast 30 Millionen treiben selber in Vereinen Sport. In Berlin feierten 250 000 den Sieg ihrer Mannschaft auf der Fanmeile zum Brandenburger Tor. Das Public Viewing ist eine deutsche Idee, 2006 eingeführt während der WM im eigenen Land zur Demokratisierung des Fussballs: hinaus aus den VIP-Zonen, zurück auf die Strasse. Fernsehen ist eine deutsche Erfindung, 1931 stellte Manfred von Ardenne sein System der laufenden Bilder vor, 1936 bei den Olympischen Spielen in Berlin übertrug die Firma Telefunken Wettkämpfe direkt aus den Stadien in 25 Fernsehstuben.

Technische Pioniere und der Sport gingen in Deutschland Hand in Hand. Der Ingenieur Carl Benz erfand das Automobil, seine mutige Frau Bertha unternahm mit ihren beiden Söhnen 1888 die erste Überlandfahrt, quasi eine Spritztour ohne Wissen des Ehemanns, und kein anderes Land bleibt so fasziniert von schnellen Autos und Helden des Gaspedals, von Bernd Rosemeyer bis zu Michael Schumacher und Sebastian Vettel. Die erste sportliche Massenbewegung ging vom «Turnvater» Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) aus. Hitlers Naziregime erkannte die politische Propagandawirkung von Sportereignissen und züchtete die ersten Staatssportler. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte die Dassler-Familie (Adidas) die Idee zur Kommerzialisierung und Professionalisierung des Spitzensports als Basis für das Massengeschäft. Mit den revolutionären verstellbaren Drehstollen des Schuhmachers Adi Dassler gelang den Deutschen 1954 auf dem nassen Wankdorf-Rasen gegen Ungarn das «Wunder von Bern». Der junge Horst Dassler beherrschte die Fifa und das IOC und baute mit seiner ISL eine Monopolstellung in der Sportrechtevermarktung auf. Das andere, vermeintlich überlegene Deutschland, die DDR, setzte ein geheimes Staatsdopingprogramm um. Der jetzige oberste Weltsportführer ist ein Deutscher, Thomas Bach. Der «Kaiser» aller Deutschen aber bleibt: Franz Beckenbauer, Weltmeister als Spieler und als Bundestrainer.

Wir sind Deutschland

Der Charakter eines Landes lässt sich auch anhand seiner bekanntesten Repräsentanten ergründen. Zwölf Porträts von Angela Merkel bis Bushido, Günther Jauch und Richard David Precht.

Illustrationen: Claudia Meitert

Til Schweiger — Als die Medien über Karl-Theodor zu Guttenberg wegen seiner gefälschten Doktorarbeit herfielen, bekannte er: «Ich hab an der Uni auch abgeschrieben.» Als er seinen Film «Schutzengel» deutschen Soldaten in Afghanistan zeigte, äusserte er sich über Gewalt: «Ich bin absolut gegen Gewalt, aber ich glaube auch, dass es Situationen gibt, die man nur mit Gewalt lösen kann.» Das und noch vieles andere aus dem Mund des einzigen deutschen Filmstars kam in den Medien nicht gut an, die total auf Korrektheit abfahren.

Auch wenn ihm das Gutmenschen-Tremolo nicht liegt, dümpelt genau hier das Dilemma des Til Schweiger, 1963 als Sohn eines Lehrer-Ehepaars in Freiburg im Breisgau geboren: Er pocht auf Authentizität, lässt sich den Schnabel nicht verbieten («Ich bin zu ehrlich») – verzichtet aber leider in seinen Filmen genau darauf. Sie würden seinen Beziehungskomödien à la «Keinohrhasen» genau jene Schärfe geben, die sie von den sterilen Meister-Propser-Produkten adretter Saubermann-Konflikte (wie sie seit eh und je der deutsche Film und das Fernsehen produzieren) wohltuend abheben würden. Weil Filme aber nun mal den Reibach machen, geht er im Geschäft lieber auf Nummer sicher und bedient das deutsche Bedürfnis nach kuscheliger Moderne, indem er seine halbe Familie mitagieren lässt und selbst mit Schnodder-Profil kokett dagegen anspielt. Das ist sein Erfolgsrezept: die biedermeierliche Besitzstandswahrung pflegen und zugleich die Latte-macchiato-T-Shirt-Converse-Lässigkeit kultivieren. Nicht umsonst war Til Schweiger lange der «Boulevard-James-Dean». Dass er als TV-Kommissar gegen den piefigen «Tatort»-Regional-Quatsch mit Erstickungstendenz furios anballert, ist erfreulich. *Wolfram Knorr*

Alice Schwarzer — Sie residiert mit der Redaktion ihrer Frauenzeitschrift *Emma* in einem spätmittelalterlichen Wehrturm am Kölner Rheinufer. Das steinerne Phallussymbol ist neben dem Dom vermutlich das zweitbedeutendste Wahrzeichen der Stadt, von der mit Konrad Adenauer die Wiedergeburt Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg ausging. Alice Schwarzer ist die berühmteste «Feministin» des Landes, und sie gehört heute zur Bundesrepublik wie Franz Beckenbauer, Dieter Bohlen, der *Spiegel* oder Helmut Kohl. Mag sein, dass sie am Anfang wichtige Beiträge zur Befreiung der Frau aus den Fängen der männlichen Unterdrückung leistete.



«Zu ehrlich»: Filmstar Schweiger.



Einmalige Mischung: Journalistin Schwarzer.



Alle hörten zu: Politiker Schmidt.

An Schwarzer allerdings fasziniert bis heute die heroische Unerbittlichkeit ihres Moralismus. Unbeirrbar führt sie ihre Kreuzzüge, als deren Zielobjekt sich stets der Mann in seiner Eigenschaft als Mann abzeichnet. Die Kunst besteht darin, dass sie ihre Thesen mit einer einmaligen Mischung aus Teutonenfurore und Humor vertritt. Der heilige Ernst bricht sich inzwischen im mütterlich wirkenden Charme dieser Rechthaberin, die irgendwo auch für die deutsche Neigung steht, Prinzipien über die Wirklichkeit zu stellen. Als ihr der weich werdende deutsche Mann als Feindbild abhanden kam, trotzte sie aus ihrem Wehrturm dem Islam, ehe dann der Schweizer Frauenversther Jörg Kachelmann gnadenlos unter Feuer genommen werden konnte.

Am Wetterfrosch manifestierte sich noch einmal ihre unzerstörbare Selbstgerechtigkeit: Kachelmann, von einer Ex-Freundin zu Unrecht wegen Vergewaltigung angeklagt, wurde von allen Gerichten freigesprochen. Für Schwarzer blieb er trotzdem schuldig. Wie alle Religionen kommt ihr Feminismus mittlerweile ohne Fakten aus. Sie darf sich das erlauben. Ikonen müssen bewundert, nicht ernst genommen werden.

Roger Köppel

Helmut Schmidt — Im Jahre 1975 gab ich ein Buch mit dem Titel «Kritischer Rationalismus und Sozialdemokratie» heraus. Das war eine Provokation, denn die geistige Tradition der SPD pendelte damals nicht zwischen Karl Popper und Max Weber, sondern eher zwischen Karl Marx und Herbert Marcuse. Diese Provokation gelang umso schöner, als der neue Bundeskanzler Helmut Schmidt ein Vorwort beisteuerte. Der Text ist noch heute lesenswert. Er endet mit einem Kant-Zitat: «1. Selbst denken. 2. Sich (in der Mitteilung mit Menschen) in die Stelle eines anderen denken. 3. Jederzeit mit sich selbst einstimmig denken.» In diesem Zitat entdeckte ich den ganzen Helmut Schmidt: die geschliffene Sprache und den Versuch, alles im Gesamtzusammenhang zu sehen.

Als Ministerialbeamter nahm ich in den siebziger und achtziger Jahren oft an Fraktionssitzungen der SPD teil. Das war eine schwer zu beherrschende Schwatzbude. Vorne sass das Dreigestirn: Herbert Wehner, eingerahmt von Willy Brandt und Helmut Schmidt. Sprachen die ersten beiden, sank der Geräuschpegel allenfalls dann, wenn Wehner brüllte. Ergriff

Schmidt das Wort, wurde es still. Alle hörten zu, auch jene, die ihn hassten. Und das waren viele.

Kurz vor Schmidts Sturz als Kanzler 1982 hatte ich ein kurzes Papier mit einigen ökonomischen Trendzahlen seit 1969 zusammengestellt. Implizit war es eine Generalabrechnung mit der eigenen Regierung. Schmidt überflog das Papier und trug aus dem Stand eine schneidende Analyse der Fehlentwicklungen vor, die die Zuhörer sprachlos machte: Aus meinen trockenen Zahlen wurden Schrapnelle, die über den Köpfen der Abgeordneten explodierten.

Dann traf ich Helmut Schmidt zwanzig Jahre lang nicht mehr. Im Frühling 2002 – ich war Finanzsenator von Berlin, und die Empörung über meine Sparpolitik schlug hoch – rief sein Büro an: Der Alt-Bundeskanzler wolle sich über meine Politik informieren. Er hörte meinem dreissigminütigen Vortrag konzentriert zu, unterbrach mich kaum und stellte dann gezielte Fragen. Er verabschiedete sich mit den Worten: «Ihre Aufgabe ist unerfüllbar, aber wenn einer es schafft, dann Sie.»

Schmidt hat ein unbändiges Sachinteresse, und wo er sich sachlich austauschen kann, ist auch von seiner angeblichen Arroganz nichts zu spüren. Für seine Zeit war er zu gross. Denn die weltgeschichtlichen Weichenstellungen nahm sein Vorgänger mit der Ostpolitik und sein Nachfolger mit der deutschen Einheit vor.
Thilo Sarrazin

Angela Merkel — Angela Merkel cool? Erst einmal eine komische Konnotation. Was soll an der Merkel cool sein? Diese ewig gleichen Hosenanzüge, die hängenden Mundwinkel, dazu der verschlafene Blick einer Schnappschildkröte, reglos auf einem Stein in der Schwüle der Everglades?

Vorsicht, optische Täuschung! Merkel ist cool, saucol sogar. Hat sie nicht manchmal inzwischen etwas von Dr. Melfi, der wunderbar souveränen Psychotherapeutin des depressiven Mafiapaten aus den «Sopranos»?

Man unterschätzt sie leicht. Wenn sie da auf der Fussballtribüne sitzt, die randlose Brille auf der Nase, und die Patschhände so unnachahmlich linkisch aufeinanderklatscht wie ein kleines Mädchen. Da will sie jeder knuddeln, so wie sie hinterher auf der Tribüne jeden verschwitzten deutschen Kicker an ihre Brust zieht und knuddelt.

Sie ist aber kein kleines Mädchen. Sie darf zu den Jungs in die Dusche. Das darf nicht jede fremde Frau. Aber sie ist ja auch keine fremde Frau. Sondern Mutti. Muttis dürfen das. Muttis dürfen zu ihren Jungs in die Umkleidekabine.

Merkel ist die Urmutter, die Glucke auf dem Nest Deutschland. Darunter ist es ein bisschen muffig, aber auch schön warm, und die Küken fühlen sich geborgen. Die Glucke hudert alle. Niemand muss sich Sorgen machen. Jeder kann sich seinem Alltag widmen und das Weltgeschehen, Europa und den Atomausstieg der



«Sie kennen mich»: Kanzlerin Merkel.



Perfektes Spiel: Bundestrainer Löw.



Je greller, desto besser: Politikerin Roth.

Glucke überlassen. «Sie kennen mich», hat sie zum Abschluss des Fernsehduells vor der letzten Bundestagswahl gesagt. Übersetzt heisst das: «Lassen Sie mich mal machen. Dann wird das schon.»

Mag die Welt um sie herum in Wallung geraten, sie bleibt ruhig und wartet ab. Wenn ihre Engsten schon flatterig werden und sagen: «Wir müssen jetzt was tun», sagt sie: «Noch nicht.»

Gegen Merkel war ihr bräsiger Lehrmeister Helmut Kohl ein Sanguiniker, ein Sponti. An Merkels Nervenstärke scheiterten bisher alle Herausforderer. In der SPD, in der CDU, in Europa.

Wenn sie gewinnt, triumphiert sie nie. Dann geniesst sie still. Und lieber lässt sie sich fünfmal vorhalten, der zaudernde Hegemon zu sein, als durch ihr Auftreten bei den Nachbarn wieder die erste Zeile (der ersten Strophe) des Deutschlandliedes in den Ohren klingen zu lassen. *Christoph Schwennicke*

Joachim Löw — Jogi Löw ist in Schönau im Wiesental aufgewachsen, und so redet er, und manche finden das hinterwäldlerisch, denn auch seine Karriere als Berufsfussballer spielte sich hauptsächlich im SC Freiburg in der zweiten Liga ab. Die Kritiker-Kommentatoren-Zweifler hatten in Brasilien die Messer schon gewetzt. Ungeliebt, unverstanden, nicht authentisch, zu elegant frisurbetont, der nette Herr Löw. Bis das Unvorstellbare geschah: das perfekte Spiel, das 7:1 gegen Brasilien. Der Weltmeistertrainer, der seinem Spieler Mario Götze sagte: «Zeig, dass du besser bist als Messi», und der tat es, in der 113. Minute gegen Argentinien am 13. Juli in Rio.

Der Unterschätzte hat sich endlich emanzipiert von den Grosskotzen des FC Bayern, den Hoeness, Rummenigges, Beckenbauers, zuletzt auch Guardiolas, die unendlich grösser waren als der Jogi und immer das letzte Wort hatten. Suspekt war ja auch, dass er in der Schweiz gespielt und gelernt hatte, in Schaffhausen, bei Rolf Fringer, dem späteren Nati-Trainer, mit Roberto Di Matteo, der mit Chelsea die Champions League gewann. Als Trainer stolperte er immer wieder, in Stuttgart als Nachfolger Fringers, in der Türkei wurde er zweimal entlassen, in Innsbruck ging sein Klub Konkurs. Bis ihn Klinsmanns Anruf 2004 beim Spazieren im Schwarzwald erreichte mit dem Angebot: zuerst Assistent, ab 2006 selber Bundestrainer. Der beharrliche Glaube an den schönen und effizienten Fussball, dass das zusammengeht.

Er lebt jetzt in Wittnau bei Freiburg, 1400 Einwohner, eine Zukunftsidylle, es gibt dort keine politischen Parteien mehr, sondern nur drei Bürgerbewegungen. Dort, wo Jogi ist, verändert sich Deutschland. *Peter Hartmann*

Claudia Roth — Grün alleine hat ihr noch nie gereicht – es musste auch Rot sein, Gelb, Rosa oder Violett, alle Schattierungen innerhalb und ausserhalb des politischen Farbenkastens. Je greller, desto besser.

Als bunten Vogel bezeichnet man Claudia Roth seit je, und das gilt nicht nur für ihre gewöhnungsbedürftigen Outfits, sondern auch für ihre politischen Vorstellungen. Nur eine einzige Farbe kann und will sich die 65-Jährige weder modisch noch politisch vorstellen: Schwarz. >>>

Ursprünglich wollte Claudia Roth als Regisseurin ans Theater, dann managte sie die Rockband Ton Steine Scherben, bevor sie in die Politik ging. Aber auch dort blieb sie ihrer Neigung treu: möglichst theatralisch und laut zu sein.

Damit verschaffte sie sich nicht nur eine überdurchschnittlich durchschlagende Präsenz in der Öffentlichkeit. Die Ober-Grüne wurde für viele Deutsche auch zur Identifikationsfigur: nicht als Mutti wie die Kanzlerin, sondern eher als Urmutter in einem wabernd germanisch-mythischen Sinn, der vor den Grünen bereits Reformhäuser, Wandervogel, Pfarrer Kneipp und FKK hervorgebracht hat. Nicht zu unterschätzen: Auch figürlich füllt Claudia Roth diese Rolle perfekt aus.

Hinter dem knuddeligen, molligen Äusseren verbirgt sich jedoch ein stahlharter ideologischer Kern: Roth repräsentierte stets den Fundi-Flügel ihrer Partei und überlebte alle Putschversuche. Als sie Vizepräsidentin des Bundestags wurde, versprach sie, ihr Mundwerk und ihre modischen Extravaganzen ein wenig zu zähmen. Es ist ihr nicht wirklich gelungen, und die Deutschen lieben sie dafür. *Wolfgang Koydl*

Helene Fischer — Sie ist sexy, ohne je anstössig zu sein. Sie beherrscht das Augenzwinkern, ohne den Ernst des Lebens ganz aus dem Blick zu verlieren. Sie ist ein Star, ohne jemals abgehoben zu sein. Bei Helene Fischer ist alles durch und durch austariert, bis hin zum glänzenden Lipgloss und zu der wie zufällig vor das Gesicht fallenden Haarsträhne.

Eigentlich heisst sie Jelena Petrowna Fischer und wurde vor 29 Jahren in Sibirien geboren. Gegen Russlanddeutsche bestehen in Deutschland für gewöhnlich Vorbehalte, aber Helene Fischer hat die Quadratur des Kreises geschafft – durch beinhartes Training und ein unfehlbares Näschen für die Sehnsüchte der neuen Heimat. Nach nur acht Jahren im Business ist sie das erfolgreichste musikalische Hochglanzprodukt, das jemals in Deutschland, Österreich und der Schweiz am Start war. Selbst die deutschen Weltmeister hörten ihre Lieder als Mutmacher in der Umkleidekabine. Helene Fischer macht alles richtig: Sie verbindet schlichte Schlagerseligkeit mit dem makellosen Schliff von US-Pop-Produktionen einer Beyoncé und scheut sich nicht, Sound-Samples zu verwenden, die aus angesagten House-Produktionen stammen könnten. Sie machte deutschen Schmalz salonfähig und brachte ihn kaltblütig auf Augenhöhe mit dem Katalog eines Robbie Williams. Sie ist die Freundin von Volksmusik-Beau Florian Silbereisen und verneigt sich am Ende ihrer Shows vor ihrem Publikum mit innigem Blick: «Ihr gebt mir das Gefühl, dass es richtig ist, diesen Weg weiterzugehen, dafür danke ich euch zutiefst.»

Helene Fischer hat eine Mission auf dem Traumschiff: Sie ist die erste Diva von Schland! *Thomas Würdehoff*



Ohne Anstössigkeit: Sängerin Fischer.



Sanfter: Manager Zetsche.



«Den würde ich wählen»: Politiker Gysi.

Dieter Zetsche — Anfang 2013 wurde es eng für Dieter Zetsche. Schlechte Zahlen, eine Gewinnwarnung, Anschluss in China verpasst. Arbeitnehmer revoltierten gegen seine Sparpläne. Die Folge: Statt mit dem traditionellen Fünfjahresvertrag wurde Zetsches Zeit im Führersitz nur um drei Jahre verlängert. Eine erfolgreiche Neuauflage der S-Klasse und eine neue C-Klasse später sieht alles anders aus.

Zetsche bleibe über 2016 hinaus der Chef, schrieb Reuters im April.

Zetsche ist ein Vorzeigecharakter deutscher Wertarbeit. Das haben sich auch die Marketing-Leute der Firma Chrysler gesagt, mit deren erfolgreicher Sanierung zwischen 2000 und 2005 er sich für die Konzernleitung seit 2006 qualifizierte: Chrysler warb mit einer legendären «Ask Dr. Z»-Anzeigenkampagne. Darauf wurde Dr. Z kürzlich bei einem Essen im Schwarzwald gar von Bill Clinton noch angesprochen, wie das *Magazin der Süddeutschen Zeitung* in einem aufwendigen Porträt darlegte. Ein Gewerkschaftsboss hatte die Arbeit des Deutschen einst mit «Thank God for Dieter» quittiert, laut dem US-Autoexperten David Cole hatten die Chrysler-Leute beim schnauzbärtigen Auftritt Zetsches eher das Regime Adolf Hitlers erwartet, doch «gekommen ist Martin Luther».

Geboren wurde Zetsche als Sohn eines deutschen Bauingenieurs in Istanbul. Er heuerte direkt nach dem Studium «beim Daimler» an, wie man in Stuttgart und Umgebung sagt. Zetsches erste Tat: ein Programm, das die Mercedes-Limousinen sanfter durch die Kurven lenkt. Sein Credo von Anfang an: «Daimler ist: Auto. Das beste Auto machen, damit Geld zu verdienen.» *Florian Schwab*

Gregor Gysi — Die Zeit: Moskau im Frühjahr 1990. Der Ort: Der Pressesaal des sowjetischen Aussenministeriums. Es spricht: Gregor Gysi, letzter Vorsitzender der DDR-Einheitspartei SED – eloquent, witzig, sachkundig, ganz und gar nicht wie ein kommunistischer Funktionär. Seufzend dreht sich der Korrespondent der NZZ – ein knochenhart konservativer Freisinniger älterer Schule – zu seinem Nachbarn um: «Würde ich in Deutschland leben, den würde ich wählen.»

Gysis Charme und Redekunst sind seither noch ganz andere erlegen. Manchmal scheint es gar, als ob er den politischen Gegner eher zu bezirzen versteht als eigene Parteifreunde. Fernsehzuschauer schmelzen ohnehin dahin, wenn er in Talkshows das feine Florett führt, bis die Argumente der Gegenseite in Fetzen herunterhängen.

Anscheinend spielerisch ist es Gysi zudem gelungen, über alle Brüche der jüngsten deutschen Vergangenheit hinwegzuschweben wie auf einem Skateboard: vom Nachfolger Walter Ulbrichts und Erich Honeckers zum parlamentarischen Gegenspieler Angela Merckels und Sigmar Gabriels im Bundestag – das ist eine bemerkenswerte Karriere, die noch bemerkenswerter durch den Umstand wird, dass Gysi trotzdem zu den beliebtesten Politikern zählt.

Gysi verkörpert ein Deutschland, das von den Nazis um ein Haar ausgelöscht wurde: das des gebildeten jüdischen Bürgertums, dessen Kinder Journalisten, Künstler, Mediziner oder

– wie Gysi – Anwälte wurden. Seine Waffe ist das geschliffene Wort, nicht die Tat. Deshalb ist es gut, dass er nie politische Verantwortung trug. Vielleicht ist er sogar selbst dankbar dafür. *Wolfgang Koydl*

Günther Jauch — Gibt es einen perfekteren Menschen als Günther Jauch? Dutzende Millionen Euro hat der erfolgreichste Moderator Deutschlands in den letzten Jahren für wohltätige Zwecke gespendet. Darüber redet er aber nicht. Auch nicht über seine Familie. «Das ist Privatsache», pflegt er zu sagen. Im Fernsehen ist er immer klassisch-elegant gekleidet, mit Anzug und Krawatte, immer bleibt er beim höflichen Sie, was längst keine Selbstverständlichkeit mehr ist. Seine Gäste behandelt er alle gleich, ob den Punk auf dem «Wer wird Millionär»-Stuhl oder Hillary Clinton in seiner ARD-Talkshow. Er unterhalte sich lieber mit Menschen von der Strasse als mit Show-Prominenten, sagte er einmal. Man glaubt es ihm.

Günther Jauch ist der sympathische Schulmeister, der in sechzehn Jahren und über 1000 Ausgaben von «Wer wird Millionär» mehr Wissen vermittelt hat als manch ein Lehrer. Kommt ein Kandidat früh ins Trudeln, so hilft er ihm diskret auf die Sprünge. Hätte Jauch die Antwort selbst nicht gewusst, so hat er keine Mühe, dies auch zuzugeben. Seine nach ihm benannte ARD-Polit-Talkshow am Sonntagabend wurde innerhalb weniger Monate zur meistgesehenen Sendung dieser Art in Deutschland. In Umfragen nach dem beliebtesten Deutschen landet Jauch seit Jahren regelmässig ganz oben. Stünde er als Bundespräsident zur Wahl, die Deutschen würden ihn sofort wählen. Er wiegelt ab: Man werde ihn rasch vergessen, sobald er nicht mehr am Bildschirm zu sehen sei. Falsch. Aber genau an dieser Bescheidenheit liegt es, dass ihn ganz Deutschland so liebt.

Rico Bandle

Bushido — Bushido! Das B steht für Berlin, Bundesdeutsch, Brutalität. Bei Bushido bleibt das nie Text, was die altjapanische Kunstfigur «Weg des Kriegers» so als Gangsta-Rap verkauft. Bushido, das ist wie Beton in Berlin-Mitte («Guck mich an, ich mach Berlin wieder hart, Nutte»), und das ist die märchenhafte Migration des Tunesiers Anis Mohamed Youssef Ferchichi aus der alten Bundeshauptstadt Bonn.

Ein singulärer Archetyp deutscher Befindlichkeit, eine geborene Waage – austariert mit Schwulen-, Frauen-, Judenrassismus. Einer, dessen Leben verfilmt wurde, der Weltmeister Mesut Özil die Tussi ausspannte und mit Zwillingen schwängerte. Und der dank Praktikum bei einem CDU-Mann und «vorbildlicher Integration» den deutschen Einheitspreis «Bambi» für seine musikfreien Unflätigkeiten er-

hielt. Als amtliches Gütesiegel für geläuterten Unflat.

Nur: Wo Bushido draufsteht, ist (selbst im Anzug) Bushido drin. So, wie Helmut Kohl eben immer «die Birne» blieb, Mutti Merkel nie Mutter war und wird. Bushido ist nicht domestizierbar im Sinne politischer Korrektheit. Er ist ein stilsicheres Paradebeispiel für den köstlichsten Irrtum deutscher Romantik: Der



Sympathischer Schulmeister: Moderator Jauch.



Singulärer Archetyp: Rapper Bushido.



Sokrates der Saturiertheit: Philosoph Precht.

Mensch sei gut – und wird im Idealfall Deutscher. Gerade nach schwerer Kindheit, Lackierer-, Graffiti- und Drogenlehre. Einer, der – innen weich, aussen hart – den Innenminister herzt, und der seinen schwulen Bürgermeister «in den Arsch ficken» will.

Bushido ist «Big Brother» mit irrer Besetzung. Ein urdeutsches Phänomen. Der die Fratze «Vom Bordstein bis zur Skyline» (so sein Debütalbum) enttarnt. Eben die andere Seite von Helene Fischer und den Amigos.

Helmut-Maria Glogger

Richard David Precht — Er ist die philosophische Wunderwaffe der deutschen Fernseh-Talkshows, ein sanftmütiger Deuter und «Umdenker», der in druckreifen Formulierungen immer wieder «kritische» Einsichten ans Licht bringt, von denen sich niemand bedroht fühlen muss. Precht produziert die räsonierende Begleitmusik zu den deutschen Debatten, bei denen sich die Teilnehmer um den Konsens wie um ein wärmendes Lagerfeuer scharen. Er selber sieht sich als scharfäugigen Diagnostiker gesellschaftlicher Missstände, doch eigentlich ist er ein faszinierender Schmeichler und Bestätiger, der mit seiner allzeit verfügbaren Brillanz den beneidenswerten Wohlstand Deutschlands verkörpert.

Denn nur reiche Staaten können sich Philosophen leisten, deren Denken am Ende immer auf die Forderung nach weniger Stress und mehr Freizeit und Selbstverwirklichung hinausläuft. Precht bedient in der überalterten Leistungsgesellschaft die Sehnsucht nach dem fremdfinanzierten Vorruhestand. Er ist ein Sokrates der Saturiertheit, dabei ironischerweise aber das Produkt jener Umstände, von deren Kritik er lebt. Man muss es ohne jeden Zynismus sehen: Precht erinnert uns durch seine Verneinungen immer wieder daran, welche gigantischen Leistungen Deutschland in den letzten Jahrzehnten vollbracht hat – Aufstieg aus Trümmern, Wirtschaftswunder, Wiedervereinigung, Finanzierung der EU, Weltmeister im Fussball. Das alles wäre unmöglich ohne jene erschütternde Tüchtigkeit, die zugleich Fluch und Segen dieses Volks bedeutet.

Precht bespielt virtuos das schlechte Gewissen der zum Erfolg verdammten Deutschen, die dank ihm jedoch an ihren Erfolgen nicht verzweifeln müssen. Während die Amerikaner ihre Triumphe komplexlos feiern, haben die von eifersüchtigen Nachbarn belauerten Deutschen Techniken der Selbstverzwergung und des demonstrativen Leidens an sich selbst entwickelt. Precht ist der sympathische Interpret dieser verzwickten Seelenlage, die in ihrer schmerzhaften Dialektik vermutlich erst jene grossartigen deutschen Leistungen hervorbringt, die der Philosoph mit den schönen langen Haaren in seinen Bestsellern stets mahnend verarbeitet. *Roger Köppel*

Das Beste, was es zurzeit gibt

Von Simon Kuper, Rio de Janeiro — Weshalb die deutsche Nationalmannschaft unter Joachim Löw Weltmeister wurde.



Nach dem WM-Final am Sonntag im Maracanã-Stadion stieg während der Rückfahrt ein sympathisches deutsches Paar in die U-Bahn. Die beiden hatten sich das Gesicht bemalt und trugen

Papageiennasen in deutschen Farben. Sofort riefen zwei Brasilianerinnen: «Parabéns, Alemanha!» (Glückwunsch, Deutschland).

Fast jeder ist mit dem neuen Weltmeister einverstanden. Bundestrainer Jogi Löw sagt, ein ganz besonderer Moment seiner Karriere sei die Busfahrt zum Flughafen von Belo Horizonte nach dem 7:1 gegen Brasilien gewesen, als Tausende Brasilianer die Strassen säumten, um dem Sieger zu applaudieren.

Die deutsche Mannschaft ist nicht perfekt, aber doch das Beste, was es zurzeit gibt. In der Fussballwelt ist sie nun das Mass aller Dinge. Alle studieren Löws Jungs, um von ihnen zu lernen, sie vielleicht zu kopieren. Aber wahrscheinlich schafft nur ein westeuropäisches Land, was die Deutschen geschafft haben.

Das Projekt der Erneuerung des deutschen Fussballs wurde zögerlich in Angriff genommen, nachdem Deutschland bei der Euro 2000 keinen einzigen Match gewonnen hatte. Die Deutschen sahen, dass sich auch andere ihre traditionellen Tugenden – Arbeit, Laufen, Kampfgeist und so weiter – angeeignet hatten. Und sie spielten besser. Das Projekt erhielt neuen Auftrieb, als Jürgen Klinsmann Bundestrainer wurde. Sein Ziel: Offensivspiel, schnelle Pässe. Das war nicht bloss ein Wunsch. Der Deutsche Fussball-Bund (DFB) mit seinen 6,85 Millionen Mitgliedern ist der grösste Sportverband der Welt. Und schon bald lernten die Kids in jedem Dorfverein Fussball à la Klinsmann bei professionellen Trainern.

Mit anderen Worten: Es braucht ein Land, um ein solches Team hervorzubringen, und nicht viele Länder könnten ein solches Projekt stemmen. Der argentinische Trainer Alejandro Sabella erklärte vor dem Final: «Deutschland ist ein Land der Ersten Welt, wo man weiss, dass man mittel- und langfristig arbeiten muss.» Brasilien, das nun seinen Fussball runderneuern muss, verfügt nicht über eine so geduldige, zentrale und mächtige Organisation.

Doch es brauchte auch einen Klub. Es ist nicht einfach so, dass die halbe Nationalmannschaft bei Bayern München spielt – Lahm, Schweinsteiger, Müller und Kroos fingen schon in der Bayern-Jugend an. Diese WM wurde in München gemacht, zum Teil von Ausländern. Der Niederländer Louis van Gaal, der den FC Bayern in den Champions-League-Final führte, entdeckte Thomas Müller in der Jugendmannschaft. Und Schweinsteiger, für die Deutschen eigentlich ein Stürmer, stellte er ins defensive Mittelfeld.

Zehn Jahre lang gelernt

Van Gaal und der jetzige Bayern-Trainer, der Katalane Pep Guardiola, brachten das Know-how der beiden Nationen mit, die das Schnellpassspiel perfektioniert hatten – die Niederlande und Spanien. Nach Angaben des Datenproviders Opta kam Deutschland in Brasilien auf 3754 Pässe, ein Rekord bei Weltmeisterschaften seit dem Beginn der Zählungen im Jahr 1966. Die spanischen Weltmeister von 2010 schafften 3753 Pässe. Guardiola, der in Barcelona das Tiki-Taka-Spiel entwickelte, mit dem Spanien so erfolgreich wurde, hat nun zu zwei Weltmeistertiteln in Folge beigetragen.

Tatsächlich brauchte es einen Kontinent, um diese deutsche Mannschaft hervorzubringen.



In München gemacht: Sieger Schweinsteiger.

Die Deutschen haben zehn Jahre lang von den Besten in Europa gelernt. Von der Premier League übernahmen sie das schnelle Passspiel. Den Franzosen schauten sie die Nachwuchsarbeit ab – und triumphierten mit Mesut Özil und Jérôme Boateng. Der deutsche Goalie Manuel Neuer verkörpert den niederländischen Traum vom Torhüter als Feldspieler mit Handschuhen. In der Nacht vor dem Final sagte mir ein ehemaliger deutscher Keeper mit internationalen Erfahrungen, dass heutzutage jeder Schüsse halten könne, das genüge nicht mehr. Neuer schoss 244 Pässe bei der WM, zwei mehr als Lionel Messi. Sogar dribbeln kann er. Der grosse Johan Cruyff bewundert ihn.

Und die Deutschen haben sich wieder auf ihre alten Tugenden besonnen: Kampfgeist, Torverwertung nach Standardsituationen, was man bislang vernachlässigt hatte. Löw erklärte seinen Spielern vor dem Final: «Ihr müsst heute so viel geben wie noch nie in eurer Karriere.» Und so geschah es dann auch, in bewährter deutscher Manier.

Vor dem Final: «Ihr müsst heute so viel geben wie noch nie in eurer Karriere.»

Die grandioseste Partie, das 7:1 gegen Brasilien, war eine Kombination von deutschem, niederländischem und spanischem Fussball – und zugleich ein verrückter Tribut an das *jogo bonito*, das schöne Spiel. Hier wurde nicht deutscher Fussball gespielt, sondern westeuropäischer Fussball des Jahres 2014.

Drei Mal in Folge

Nur sechs Prozent der Weltbevölkerung leben in Westeuropa. Weil die vernetzten Westeuropäer aber voneinander lernen, haben sie drei Weltmeisterschaften in Folge gewinnen können. Das hat noch kein anderer Kontinent geschafft. Von den neun Plätzen bei diesen drei Turnieren entfielen acht auf Westeuropa. Nach der Implosion des brasilianischen Fussballs haben die anderen 94 Prozent der Weltbevölkerung nur eine einzige Mannschaft, die es mit den Westeuropäern aufnehmen kann: Argentinien. Und da die nächste WM in Europa stattfindet (wenn man Russland dazuzählt), kann man davon ausgehen, dass die Europäer den vierten Titel holen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Simon Kuper ist Journalist bei der *Financial Times* und Autor von «Warum England immer verliert – Und andere kuriose Fussballphänomene» (Edition Tiamat, Berlin). Kuper berichtete für die *Weltwoche* exklusiv im deutschsprachigen Raum von der Fussball-Weltmeisterschaft in Brasilien.

Insel- und Flusslandschaften Kroatiens

Dubrovnik–Korčula–Metković–Omiš–Split–Zadar



Es het solangs het
Rabatt* bis Fr. 400.-
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs

- **Schiff für max. 32 Gäste**
- **Krka Wasserfälle**
- **Zrmanja Grand Canyon**
- **Tiefblaue Plitvicer Seen**
- **Historische Städte**
- **Keine Nachtfahrten**

MV Thurgau Dalmatia****

2012 erbaut, bietet sie Platz für max. 32 Gäste und eine angenehme Atmosphäre. Die grosszügigen Kabinen verfügen über Dusche/WC Föhn, TV und regulierbare Klimaanlage. Die ruhigen Hauptdeck-Kabinen (ca. 11 m²) haben kleine, nicht zu öffnende Fenster, aber extra Frischluftzufuhr, die Kabinen auf Ober- und Promenadendeck (ca. 10 m²) Fenster zum Öffnen. Die Mahlzeiten werden im Salon in einer Sitzung eingenommen. Auf dem Sonnendeck gibt es Liegestühle. **Nichtraucherschiff** (Rauchen im Aussenbereich erlaubt).

Tag	Destinationen	Programm / Ausflüge
1	Schweiz–Dubrovnik	Flug mit Croatia Airlines nach Dubrovnik. Transfer zum Schiff, Einschiffung.
2	Dubrovnik–Korčula	Rundgang durch die mittelalterliche Altstadt. Mittags «Leinen los!» Richtung Korčula. Ankunft am Abend. Nachtessen an Bord oder individuell in Korčula.
3	Korčula–Metković	Küsten-/Flussfahrt bis Metković. Busausflug nach Vid mit Museumsbesuch und Bootsfahrt ins Neretva-Delta. Am Abend spielt an Bord eine traditionelle Musikgruppe.
4	Metković–Omiš	Bis zum Mittag Schifffahrt nach Omiš. Flussfahrt mit Ausflugsbooten auf dem Cetina-Fluss bis zu «Radmanove mlinice» mit kleinem Snack. Individuelles Nachtessen in Omiš.
5	Omiš–Split–Rogoznica	Kurze Fahrt nach Split. Nachmittags Stadtrundgang Split. Kapitän-Dinner.
6	Rogoznica–Skradin–Šibenik	Fahrt Richtung Skradin. Besuch der Wasserfälle von Krka. Fahrt in Ausflugsbooten* zum «Skradinski Buk». Rundgang durch die einmalige Fjordwelt. Stadtrundgang durch Šibenik. Individuelles Nachtessen.
7	Šibenik–Zadar	Fahrt entlang der Kornati Inselgruppe. Busausflug zum Zrmanja Canyon. Mittagessen mit einheimischen Spezialitäten in einem traditionellen Gasthof. Stadtrundgang Zadar. Individuelles Abendessen.
8	Zadar–Zagreb–Schweiz	Ausschiffung und Bustransfer nach Zagreb mit Ausflug zu den Plitvicer Seen (fak. Verpflegung im Nationalpark). Rückflug in die Schweiz. Individuelle Heimreise.
Zadar–Dubrovnik		Reise in umgekehrter Reihenfolge mit kleinen Anpassungen.
<i>Alle Ausflüge sind im Arrangementpreis inbegriffen \ Programmänderungen vorbehalten</i>		



Zrmanja Grand Canyon



MV Thurgau Dalmatia

8 Tage ab Fr. 1290.-

Rabatt von Fr. 400.- abgezogen (ohne Flug), Hauptdeck hinten,
inkl. alle 9 Ausflüge im Wert von Fr. 300.-



2-Bettkabine Hauptdeck

Abreisdaten

Dubrovnik–Zadar **Rabatt200**

2014 30.07. 13.08. 27.08. 10.09. 24.09. 08.10. **Rabatt300**
2015 06.05. 20.05. 03.06. 17.06. 01.07. 15.07. 29.07. 12.08.
26.08. 09.09. 23.09. 07.10. **Rabatt300**

Zadar–Dubrovnik **Rabatt200**

2014 06.08. 20.08. 03.09. 17.09. 01.10. 15.10. **Rabatt400**
2015 29.04. 13.05. 27.05. 10.06. 24.06. 08.07. 22.07. 05.08.
19.08. 02.09. 16.09. 30.09. 14.10. **Rabatt400**

Unsere Leistungen

- Kreuzfahrt in gebuchter Kategorie
- Frühstück/Mittagessen sowie 4 Nachtessen in Zadar, Metković, Korčula und Dubrovnik
- Alle Ausflüge, Transfers, Hafentaxen und Gebühren
- Deutschsprachige Gästebetreuung an Bord

Nicht inbegriffen: Flug Schweiz–Kroatien und v.v., Versicherungen, Getränke, Trinkgelder (Empfehlung € 5–7 p.P./Tag), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– pro Auftrag (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Partnerfirma: *Ugostiteljsko Turisticki Obrt Frane, Fam. Marunčić*

Preise p.P. in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck hinten	1690
2-Bettkabine Hauptdeck	1890
Einzelkabine Hauptdeck	2490
2-Bettkabine Oberdeck hinten	1990
2-Bettkabine Oberdeck	2090
2-Bettkabine Promenadendeck	2190
Alleinbenutzung HD/OD	890/990
Flug Zürich–Zagreb/Dubrovnik–Zürich oder v.v. mit Croatia Airlines inkl. Taxen und Gebühren	490
Annulations-/Extrarückreiseversicherung	73

NEU ab 2014: MV Paradis****

8 Tage ab Fr. 1390.-
(Rabatt von Fr. 400.- bereits abgezogen, ohne Flug,
inkl. alle 9 Ausflüge im Wert von Fr. 300.-)

Abfahrten wöchentlich Sonntag–Sonntag

2014: ab 17.08. bis 12.10.
2015: ab 26.04. bis 21.06. und 16.08. bis 11.10.
Gleiche Reise wie MV Thurgau Dalmatia mit kleinen Änderungen: statt Metković zur **Insel Hvar**.

Online navigieren
thurgautravel.ch

Gratis-Nr. 0800 626 550
verlangen Sie Frau Anica

Rathausstrasse 5 | 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 55 00 | Fax 071 626 55 16 | info@thurgautravel.ch



Thurgau Travel
Aussergewöhnliche Reisen
zu moderaten Preisen

Dampf in allen Gassen

Solothurns Stadtpräsident Kurt Fluri ist der eifrigste Ämtlisammler im Bundesparlament. Nun droht sich der freisinnige Jurist in einem ökologischen Vorzeigeprojekt zu verheddern.

Von Christoph Landolt

Ein Solothurner Regierungsrat und der Präsident der Kantonshauptstadt begegnen sich zufällig in der ersten Klasse des Zugs nach Bern. Eine gute Gelegenheit, ein Bauprojekt zu besprechen, das beide, Stadt und Kanton, betrifft. Der Zug fährt los, und die zwei Politiker diskutieren – bis der Stadtpräsident die Augen schliesst und einschläft.

Was dem Herrn Regierungsrat widerfahren sei, sei nichts Besonderes, sagen Leute, die öfter mit dem Eingenickten zu tun haben. «Ku-Flu», wie sie in Solothurn ihren Stapi nennen, schlafe auch bei Sitzungen immer wieder mal ein. «Der Kurt hat einfach zu viel zu tun», erklärt ein Lokalpolitiker, der seinen Namen nicht in der Zeitung lesen will.

Tatsächlich ist Kurt Fluri, 58, ein vielbeschäftigter Mann. Er ist nicht nur Stadtpräsident (mit einem 100-Prozent-Pensum), sondern auch Nationalrat. Dort politisiert er am etatistischen Flügel der FDP: Fluri setzte sich in dieser Legislatur gegen die Liberalisierung des Markts für Gewerbekehrich ein und forderte Mindestpreise und Nachtverkaufsverbote für Alkohol, die Wiedereinführung der Polizeistunde sowie Subventionen für Zeitungsverlage.

Bekannt ist Fluri im Bundeshaus auch dafür, dass er von allen Parlamentariern die umfangreichste Ämterammlung vorweisen kann. So ist er zum Beispiel Präsident von Regionalverkehr Bern-Solothurn, beim Schweizerischen Städteverband oder bei der Stiftung Landschaftsschutz Schweiz. Insgesamt vereinigt er 33 Mandate in Stiftungen, Vereinen, Verbänden und Staatsfirmen auf sich. Das zahlt sich aus: Wie die *Weltwoche* (Nr. 50/12) berichtete, ist Fluri mit Einnahmen und Nebeneinnahmen von 378 975 Franken nicht nur der bestbezahlte Stadtpräsident, sondern hinter den Bundesräten wohl auch der teuerste Profi-Politiker der Schweiz.

Kann ein Mann so viele Hüte gleichzeitig aufhaben? Diese Frage hat in Solothurn lange keiner offen gestellt. Nun aber regt sich Unmut. Der Grund dafür findet sich wenige Meter unter der Strassenoberfläche: beim Fernwärmenetz, das in Solothurn in den vergangenen drei Jahren verlegt wurde. Fast alle Strassen zwischen Bahnhof und Aare wurden deswegen aufgerissen, kilometerweise wurden Rohre verlegt. Als Bauherrin trat die Regio Energie Solothurn (RES) auf, eine öffentlich-rechtliche Anstalt, die in der Region Wasser, Strom, Gas und neuerdings eben auch Fernwärme liefert. Ihr Verwaltungsratspräsident

von Amtes wegen ist Kurt Fluri. Konzessionsgeberin und Bewilligungsinstanz ist die Stadt Solothurn, die vom gleichen Mann präsidiert wird. Diese Konstellation, die unweigerlich Interessenkonflikte mit sich bringt, ist politisch gewollt. Doch dieses Mal scheint Ämtlisammler Fluri sich zu verheddern.

Der Reihe nach: Die Geschichte beginnt im Januar 2010 im Gemeinderat der Stadt Solothurn mit der Debatte über den sogenannten «Masterplan Energie». Wie es dem Zeitgeist entspricht, will man besonders vorbildlich sein: Bis 2035 sollen 35 Prozent weniger Heizenergie verbraucht werden; 60 Prozent der Energie sollen aus erneuerbaren Quellen und Abwärme stammen. Langfristige Vision ist die 2000-Watt-Gesellschaft. Deshalb soll die regionale Kehrlichtverbrennungsanlage Fernwärme liefern, welche die RES dann an die Haushalte verteilen darf.

Millionenabschreiber

Der gutgemeinte Entscheid schafft neue Probleme. Erst 1992 haben die Solothurner beschlossen, dass es eine Verlagerung vom Heizöl zum umweltfreundlicheren Erdgas geben werde, weshalb entsprechend zu investieren

Fluri und seine Leute zwingen die Bürger einfach, auf Fernwärme umzustellen.

sei. Achtzehn Jahre später ist das Gasnetz noch lange nicht abgeschlossen. Der RES-Direktor rechnet den Gemeinderäten deshalb vor, dass die frühe Abkehr vom Gas Verluste von 12,9 Millionen Franken mit sich bringen wird – knapp 800 Franken pro Einwohner.

Und dann bedeutet das noch lange nicht, dass das Fernwärmenetz zur Cashcow wird, im Gegenteil. Damit die Fernwärme keine tiefroten Zahlen schreibt, müssen möglichst schnell möglichst viele Abnehmer her. Um dies zu erreichen, haben sich Fluri und seine Leute etwas Besonderes ausgedacht: Sie zwingen die Bürger einfach. In den sogenannten Erschliessungsvorschriften wird festgehalten, dass jeder, der in der Nähe einer Leitung baut oder seine Heizung saniert, auf Fernwärme umstellen muss.

Wie kann ein Freisinniger einen solchen Eingriff in die Freiheit der Bürger mit seinem politischen Gewissen vereinbaren? Auf Anfrage der *Weltwoche* doziert Fluri: «Jede baurecht-

liche Massnahme ist ein Eingriff.» Überdies kämen im Energiebereich noch viele Gesetze auf uns zu.

Am 12. Juli 2010 fahren die Bagger auf und pflügen Strasse um Strasse um, insgesamt dreissig Prozent der Stadt. Doch etwas Wichtiges fehlt: die rechtlichen Grundlagen. Zwar braucht eine Gemeinde, die Rohre verlegen oder Strassen bauen will, keine Baubewilligung. Sie muss gemäss kantonalem Planungs- und Baugesetz aber eine sogenannte Erschliessungsplanung vorweisen können. Der Gemeinderat verabschiedete die Erschliessungsplanung erst am 12. November 2013, also dreieinhalb Jahre nach Baubeginn.

Das Versäumnis erstaunt, denn eigentlich fehlt es in der Stadtverwaltung nicht an juristischer Fachkompetenz. Der fleissige Fluri ist Fürsprech und Notar, ausserdem gilt er als «Aktenfresser», als sehr dossierfest. Ihm zur Seite als Rechtskonsulent steht Gaston Barth, ebenfalls Mitglied im Verwaltungsrat der RES, ebenfalls Mitglied der FDP.

Haben die ranghohen Fernwärmefreunde in ihrem Eifer übersehen, dass sie eine saubere Planung machen müssen? Oder setzten sie sich bewusst darüber hinweg?

Vieles spricht dafür, dass Letzteres der Fall ist. In seiner Sitzung vom November 2010, als es um den Masterplan Energie ging, beauftragte der Gemeinderat das Stadtbauamt damit, «grundeigentümergebundene (Teil-)Erschliessungspläne Energie (Grundlage für Anschlusspflicht) auszuarbeiten». In anderen Worten: Die Verwaltung hatte den Auftrag, einen Erschliessungsplan anzuschicken. Doch sie tat es nicht – und begann stattdessen zu bauen. Fluri will sich dazu nicht äussern, es handle sich um ein hängiges Verfahren.

Tatsächlich sind inzwischen die Juristen am Werk. Vier Personen haben Einsprache bei der Stadt eingereicht, darunter der bekannte Politologe und Europa-Experte Dieter Freiburghaus, dessen herrschaftliches Haus vom Fernwärmeobligatorium betroffen ist. Der emeritierte Professor zerpfückt in seiner dreiseitigen Beschwerde den Anschlusszwang, der «offenkundig ausschliesslich in unternehmerischen Bedürfnissen der Regio Energie Solothurn begründet liegt (Amortisation einer Fehlinvestition)». Der Anschlusszwang verunmögliche es, auf eine kostengünstigere oder ökologischere Variante der Wärmeerzeugung auszuweichen, was den Wert der Liegenschaften mindere.



Eingriff in die Freiheit: Solothurner Stadtpräsident Fluri.

Eine Anwohnerin reichte beim Kanton gar eine Aufsichtsbeschwerde ein. Der Vorwurf: Stadtpräsident Fluri sei als Verwaltungsratspräsident der RES befangen und stecke in einem Interessenkonflikt, der einen Ausstand nötig gemacht hätte. Auch die internen und externen Experten seien zu wenig unabhängig. So sei die Erschliessungsplanung von einem Planer erstellt worden, der gleichzeitig RES-Verwaltungsrat sei. Vorbereitet worden seien die Vorschriften durch den Leiter des Rechtsdiensts der Stadt (Gaston Barth), der ebenfalls RES-VR sei.

Überall Freisinnige

Nun aber schlägt die Fernwärmeaktion zurück: Die Aufsichtsbeschwerde wurde vom Volkswirtschaftsdepartement unter Vorsteherin Esther Gassler (wie Fluri FDP) an das Bau- und Justizdepartement weitergeleitet, wo der Chef des Rechtsdiensts, Christoph Schläfli, von der Beschwerdeführerin mittels Verfügung einen Kostenvorschuss von 1500 Franken verlangte. Schläfli ist verheiratet mit Susanne Asperger Schläfli, die für die FDP im Solothurner Gemeinderat ist und ein Planungsbüro besitzt, das auch schon von der RES Aufträge erhielt.

Die Einsprachen wurden vom Gemeinderat am 1. Juli 2014 abgewiesen, ohne Einspracheverhandlung. Vertreten wurde die Verwaltung dabei von Gaston Barth, dem FDP-Rechtskonsultanten, der auch im RES-Verwaltungsrat sitzt. Das geht selbst Freisinnigen zu weit. Im Gemeinderat war es vor allem Stadtparteipräsident Urs Unterlerchner, der sich gegen den Anschlusszwang wehrte. «Nach einer Analyse des Entscheids werden sich meine Mandanten entscheiden, ob sie ihre Einsprachen an den Solothurner Regierungsrat weiterziehen werden», erklärt der Anwalt der Einsprecher, Dominik Strub.

Inzwischen sind sechs bis sieben Kilometer Fernwärmerohre verlegt worden. «Bis jetzt sind von den für die erste Etappe budgetierten dreissig Millionen etwa zwanzig ausgegeben worden», erklärt Fluri. Fest geplant sind eine zweite und dritte Etappe. In Solothurn werden viele genau beobachten, wie die Stadt und ihr Präsident dabei vorgehen. Denn nicht immer positioniert sich der Politiker Fluri so, wie man es vom Verwaltungschef Fluri erwarten würde. Wenn beispielsweise die RES via eine Tochterfirma auf den Jurahöhen im Bezirk Thal Windparks bauen will, kommt der stärkste Gegenwind von ihrem eigenen Verwaltungsratspräsidenten, der als Präsident der Stiftung für Landschaftsschutz und als juristischer Berater von Pro Natura Solothurn Windräder bekämpft. Doch wie versprach Kurt Fluri vor den Ständeratswahlen 2011: «Der für unser Zusammenleben notwendige Interessenausgleich ist mir immer sehr wichtig.» ○

Sonnenuntergang am Genfersee

Die Griechen der Schweiz oder die Erfolgreichsten in Europa? Die Romands prahlen mit ihrem Wachstum. Das Wirtschaftswunder dank dem Anlocken von Unternehmen und dem Zustrom von Arbeitskräften erweist sich aber als nicht ganz so beeindruckend – und als bedroht. Von Markus Schär

Sogar der Wirtschaftsminister stimmte in den Jubel ein. «Im Westen geht die Sonne auf», schwärmte Bundesrat Johann Schneider-Ammann, als er in Lausanne vor dem Schweizerischen Arbeitgeberverband sprach. «Neuste Zahlen belegen nämlich, dass die Wirtschaft in der Romandie schneller wächst als im Rest der Schweiz.» Er spottete deshalb über «ein Zürcher Wochenblatt mit banalen Meinungen», das die Romands als «Griechen der Schweiz» betitelt habe. Das Gegenteil gelte: «Das Bassin lémanique ist die erfolgreichste Wirtschaftsregion Europas.»

Der Bundesrat spielte auf einen Artikel an, der im März 2012 im Land zu reden und in der Romandie zu schimpfen gab. «Mediterranen Schlendrian» warf die *Weltwoche* vor zwei Jahren den Welschen vor. Aufgrund von Stapeln von Studien, viele davon aus dem Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco) von Johann Schneider-Ammann, stellte sie fest: «Man kann noch so lange suchen und sich durch Zahlen, Statistiken und Tabellen wühlen – eine Studie, bei der die Romands besser abschneiden als die Deutschschweizer, existiert nicht.» Deshalb bezeichnete die *Weltwoche* die Welschen tatsächlich als «eine Art Griechen der Schweiz».

Und jetzt das: «Die Romandie, das Wirtschaftswunder», jubelte der *Tages-Anzeiger* vor einem Monat über eine Publikation des Instituts Créa. Die Wirtschaftsforscher der Uni Lausanne widerlegten zumindest die pointierteste Behauptung der *Weltwoche*: In ihrer Studie zum Wachstum der Regionen liegt die Romandie vorn. Im letzten Jahrzehnt nahm die Wirtschaftsleistung der Westschweiz jähr-

lich um 2,4 Prozent zu, gegenüber 2,1 Prozent im ganzen Land. Und die Forscher sagen ihr auch eine glänzende Zukunft voraus, mit einem Wachstum von 2,6 Prozent im laufenden und gar von 3 Prozent im kommenden Jahr, deutlich mehr als in der gesamten Schweiz.

«Wir sind die erfolgreichste Region der Schweiz und von Europa», brüstete sich deshalb der Genfer Regierungsrat Pierre Maudet (FDP). «Diese Tatsache sollte alle Klischees von den Welschen, die weniger arbeiten als die Deutschschweizer, endlich aus der Welt schaffen.» Und schon nach der Annahme der Masseneinwanderungsinitiative am 9. Februar spielten sich die Magistraten vom Genfersee auf. Ihre Kantone sorgten für den Wohlstand im ganzen Land, prahlte der Waadtländer Finanzdirektor Pascal Broulis (FDP); über einen «Finanzausgleichsgraben» höhnte der Genfer Baudirektor Antonio Hodgers (GP): «Die Nettozahler, also die reichen Kantone, haben fast alle nein gesagt. Die Empfängerkantone, die armen also, haben mit ja gestimmt.» Deshalb, forderten die Welschen, sollten nur noch diejenigen Kantone ausländische Arbeitskräfte bekommen, die tatsächlich wachsen wollten.

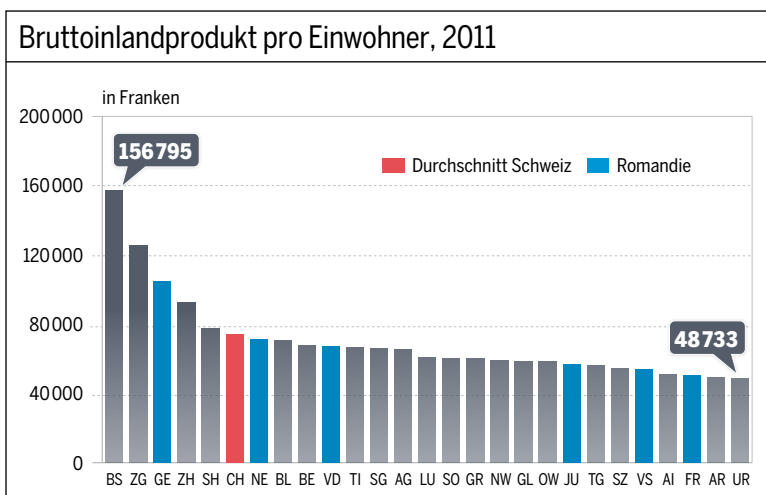
Führend bei den Negativranglisten

Muss sich die *Weltwoche* bei den Welschen entschuldigen? Gemach: Die erfreulichen Wachstumswahlen der Romandie, die auch Wirtschaftsminister Schneider-Ammann lobt, machen die unvorteilhaften Statistiken seines Seco nicht zu Makulatur; was Arbeitsleistung und Arbeitslose angeht, stehen die

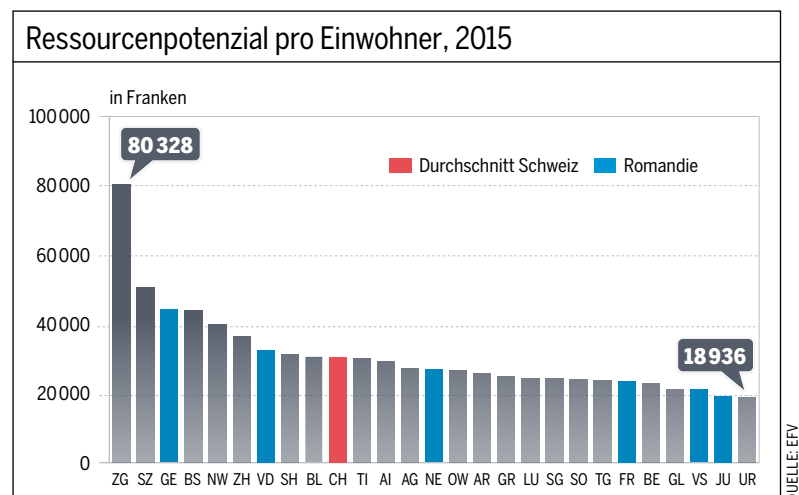
Welschen so schlecht da wie eh und je. Und vor allem: Das «Wirtschaftswunder» der Romandie stellt sich bei näherer Betrachtung als nicht ganz so beeindruckend heraus – und als gefährdet.

«Ob Arbeitslosigkeit, Verschuldung, Zinsbelastung oder Sozialquote – in allen Negativranglisten liegen die welschen Kantone vorn», stellte die *Weltwoche* im März 2012 fest. Das gilt trotz dem Boom weiterhin. Die Arbeitslosenquote hält sich in der Waadt bei 4,6 Prozent, in Neuenburg bei 5,1 Prozent und in Genf gar bei 5,5 Prozent; im Landesdurchschnitt liegt sie bei 3 Prozent, also in den Deutschschweizer Kantonen zumeist markant tiefer. Dasselbe Bild zeigt sich bei der Sozialhilfequote: Landesweit können 3,1 Prozent nicht vom Lohn für ihre Erwerbsarbeit leben; auch hier liegen die Waadt (5,1 Prozent), Genf (5,3 Prozent) und Neuenburg (7 Prozent) weit darüber, und in der Stadt Lausanne mit 10,3 Prozent braucht jeder Zehnte Hilfe von den Steuerzahlern.

Schlechte Noten bekamen die Westschweizer nicht nur von der *Weltwoche*, sondern kürzlich auch vom Think-Tank Avenir Suisse: Auf seinem Freiheitsindex finden sich die Kantone der Romandie zumeist am Schluss. So bei der Staatsquote: Wallis (Platz 19), Genf (22), Freiburg (24) und Jura (26). Oder bei der Bonität als Schuldner: Waadt (18), Wallis (19), Neuenburg (22), Jura (24) und Genf (26). «Der Kanton Genf stellt in allen Jahren das Schlusslicht des Freiheitsindex dar», halten die Analysten fest. Bei fast allen ökonomischen Indikatoren schneide der angeblich erfolgreiche Stadtstaat klar unterdurchschnittlich ab.



Unterdurchschnittliche Romandie: Wirtschaftsleistung der Kantone.



Welsche weit entfernt von den Besten: Ressourcenpotenziale der Kantone.



Sorgenkinder: Freibad in Genf.

Wie sich dies auf die Wirtschaftsleistung auswirkt, zeigt die Grafik links auf der nebenstehenden Seite. Mit einem Bruttoinlandprodukt pro Kopf von 105 000 Franken kommt Genf nur auf 67 beziehungsweise 84 Prozent des Stadtkantons Basel (157 000 Franken) oder des Finanzzentrums Zug (125 000 Franken). Die Waadt mit 67 000 Franken bleibt deutlich hinter dem vergleichbaren Zürich mit 93 000 Franken zurück. Und der Jura (57 000 Franken), das Wallis (54 000 Franken) und Freiburg (50 000 Franken) finden sich am Schluss.

Die Magistraten aus Genf und Lausanne nahmen den Mund denn auch allzu voll, als sie über die armen Kantone schimpften, die sich am 9. Februar gegen eine unbegrenzte Zuwanderung ausgesprochen und damit die leistungsfähigen Kantone angeblich behindert hatten: Der Beitrag der Romandie zum Finanzausgleich erweist sich bei genauerem Hinsehen als bescheiden – sofern sich überhaupt von einem Beitrag sprechen lässt.

Erkleckliches aus dem Finanzausgleich

Wer im nächsten Jahr wie viel bezahlt oder bekommt, teilte die Eidgenössische Finanz-

verwaltung vorletzte Woche mit. Beim Ressourcenpotenzial, das als Grundlage für diese Berechnungen dient, zeigt sich dasselbe Bild wie beim Bruttoinlandprodukt (siehe Grafik rechts auf der nebenstehenden Seite): Die Kantone in der Romandie bleiben hinter ihren Pendanten in der Deutschschweiz zurück. Die Genfer kommen auf ein Ressourcenpotenzial pro Kopf von 45 000 Franken, das entspricht 88 Prozent der Schwyzer und nur 56 Prozent der Zuger. Die Waadtländer, mit 33 000 Franken knapp über dem Landesdurchschnitt, bringen es bloss auf 89 Prozent der Zürcher. Und Freiburg, Wallis und Jura liegen auch in dieser Wertung am Schluss.

Die Genfer speisen so den nationalen Topf mit 256 Millionen oder 558 Franken pro Kopf – jeder Schwyzer liefert 1108 Franken, jeder Zuger 2806 Franken ab. (Im Kanton Zug stimmten übrigens 49,9 Prozent für die Masseneinwanderungsinitiative, im Kanton Schwyz 63,1 Prozent.) Einen Beitrag leistet daneben nur noch die Waadt mit 23 Millionen oder 32 Franken pro Kopf. An die anderen Westschweizer Kantone schüttet der Finanzausgleich einige der erklecklichsten Beiträge

aus, nämlich 166 Millionen an den Jura, 207 Millionen an Neuenburg, 417 Millionen an Freiburg und gar 560 Millionen, die zweithöchste Summe, an das Wallis. Per saldo zieht die Romandie, die die Masseneinwanderungsinitiative geschlossen verwarf, also gut eine Milliarde aus dem Topf, fast so viel wie das gern geschmähte Bern.

Die Grossmäuler in Lausanne und Genf erweisen sich denn auch als Sorgenkinder. Denn ihr Wirtschaftswunder im vergangenen Jahrzehnt verdanken sie dem eidgenössischen Alleingang, also den Sonderfällen bei der Besteuerung von Reichen und von Unternehmen aus dem Ausland. Und dieser Sonderweg kommt bald an sein Ende – auch auf Druck der EU. «Im Vergleich mit anderen Kantonen bietet der Kanton Waadt äusserst attraktive Steuerbedingungen», lockt die Website des Kantons immer noch. Dabei reizen die Waadtländer die Gesetze allerdings aus – oder brachen sie bisher sogar. Vor zwei Jahren warf ihnen die Eidgenössische Finanzkontrolle eine besonders aggressive Ansiedlungsstrategie vor. Und letztes Jahr sagten ihnen die Autoren einer Studie für das Seco gar «exzessivste Steuerrabatte» nach.

Allianz von Avenir Suisse und SPS

Auch Privatpersonen, die in der Schweiz keinem Erwerb nachgehen, warben die Kantone der Romandie bisher mit grosszügigen Steuererleichterungen an. Gemäss einer Auswertung von Avenir Suisse leben in der Waadt (1400) und im Wallis (1200) je rund ein Viertel der Pauschalbesteuerten im Land. Vom gesamten Steuerertrag dieser Privilegierten nimmt die Waadt 34 Prozent, Genf 23 Prozent und das Wallis 9 Prozent ein, die Romandie insgesamt also zwei Drittel.

Das kann nicht so weitergehen. Einerseits zwingt die EU die Schweiz, ihr Steuersystem umzubauen, also vor allem die Steuererleichterungen für ausländische Firmen abzuschaffen. Und andererseits rät eine bemerkenswerte Allianz von Avenir Suisse und SPS dem Land, auf aggressive Standortförderung zu verzichten. Das Anlocken von Konzernen mit steuerlichen Spezialregimen, schreiben die Sozialdemokraten in einem aktuellen Papier, «hat den Wohlstand pro Kopf und die Lebensqualität nicht gesteigert, aber in den Hotspots im Arc lémanique, am Zürich- oder Zugersee zu einem ungesunden Wachstum insbesondere auch der Immobilienpreise geführt». Und: Das verfassungswidrige Privilegieren von reichen Ausländern sei gesamtschweizerisch zu unterbinden.

Das Wirtschaftswunder Romandie, so es überhaupt eines gab, ist also bedroht. Gut möglich, dass Bundesrat Johann Schneider-Ammann beim nächsten Besuch in Lausanne feststellen muss: «Am Genfersee geht die Sonne unter.» ○

Kavallerie kommt durch die Hintertür

Ein geheimes Dokument zeigt, dass die Schweizer Justiz freiwillig fast alles tut, was deutsche Steuerfahnder verlangen. Bankgeheimnis und Persönlichkeitsschutz werden ausgehebelt, ohne dass die Betroffenen davon erfahren. Dazu gehören auch prominente Schweizer. *Von Philipp Gut*



«Mitwirkung»: Bundesrätin Sommaruga.

Das Dokument umfasst neun Seiten, plus drei Seiten Anhang. Sein Datum – der 19. Juni 2014 – könnte in die Geschichte eingehen: als weiterer Schritt im Versuch, das Schweizer Bankkundengeheimnis sowie den Persönlichkeits- und Datenschutz per Federstreich auszuhebeln. Bisher ist alles streng geheim. Nicht einmal die Betroffenen wissen davon. Doch das Dokument liegt der *Weltwoche* vor.

Worum geht es? Der Fall hat eine längere Vorgeschichte – und eine Brisanz, die über diesen Einzelfall hinausreicht. Die deutschen Behörden verdächtigen einen Staatsbürger – nennen wir ihn Walter Kehl –, in Deutschland Steuern hinterzogen zu haben. Kehl lebt seit Jahren in der Schweiz, im Kanton Graubünden. Dort hat er zwei Firmen gegründet. Die deutsche Steuerfahndung geht indes davon aus, es handle sich lediglich um sogenannte Briefkastenfirmen. Auch die Wohnung in Malans in der Bündner Herrschaft diene Kehl nur als Alibi. Eigentlich lebe er nach wie vor in Deutschland. Deshalb sei er dort steuerpflichtig, privat wie auch mit seinen Firmen. Die deutsche Justiz beschuldigt Kehl aufgrund dieser Annahmen der Steuerhinterziehung im Umfang von rund 1,5 Millionen Euro.

Walter Kehl bestreitet sämtliche Vorwürfe. Sein Lebensmittelpunkt liege in der Schweiz, und auch seine Firmen seien da aktiv. Steuer-



Willfährig: Staatsanwalt Ulmi Stuppani.

pflichtig sei er daher hier, nicht in Deutschland. Tatsächlich kann Kehl mittels amtlicher Dokumente belegen, dass er offiziell im Kanton Graubünden lebt, und dies schon seit Jahren. Seit dem 14. Januar 2005 besitzt er eine B-Bewilligung. Er wohnt seither unverändert an der gleichen Schweizer Adresse. Zudem verfügt Kehl über einen Schweizer Führerausweis. Sogar in seinem deutschen Reisepass ist sein Schweizer Wohnsitz eingetragen. Und für seinen Hund zahlt er in der Schweiz Hundesteuer.

Bern gibt Plazet

Doch all dies schert die deutsche Justiz offensichtlich nicht. Wenn der Beschuldigte jeweils konkrete Vorwürfe ausräumt, werden sie nach seinen Angaben entweder nicht zur Kenntnis genommen, oder es werden neue Vorwürfe erhoben. Tatsache ist jedenfalls, dass die Staatsanwaltschaft Koblenz im Bundesland Rheinland-Pfalz nach wie vor an ihren Beschuldigungen festhält. Zu einer Anklage oder gar einer Verurteilung ist es allerdings auch nach sechs Jahren Ermittlung nicht gekommen. Doch jetzt wenden sich die deutschen Behörden an ihre Schweizer Kollegen – und damit wird es interessant. Auf dem Spiel stehen nunmehr essenzielle Rechtsgüter, auch der Schweiz: der Schutz der Persönlichkeit und der Daten, aber auch das Bankkundengeheimnis, gegen das die Deut-

schen bekanntlich ihre «Kavallerie» (Peer Steinbrück) in Bereitschaft gestellt haben. Wie das eingangs erwähnte Dokument zeigt, sind allerdings solche Brachialmethoden gar nicht nötig. Die Kavallerie kommt nun durch die Hintertür. Sie gleicht einem trojanischen Pferd, das die Schweizer Behörden unbemerkt von der Öffentlichkeit ins Land winken.

Die jüngste Wende des Falls geht so: Am 15. Mai dieses Jahres ersuchte die Staatsanwaltschaft Koblenz ihre Schweizer Kollegen – konkret: die Staatsanwaltschaft Graubünden – um Rechtshilfe. Eingeschaltet war auch Bern, und zwar gleich doppelt. Am 2. Juni 2014 entschied die Eidgenössische Steuerverwaltung im Finanzdepartement von Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), dass die Voraussetzungen zur Gewährung der internationalen Rechtshilfe erfüllt seien. Am 5. Juni sodann wies das Bundesamt für Justiz im Departement von Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) nach einer sogenannten Vorprüfung das deutsche Begehren an den Kanton Graubünden zurück. Dieser solle als «Leitkanton» über die Zulässigkeit der Rechtshilfe entscheiden, «die nötigen Vollzugshandlungen» vornehmen und «gegebenenfalls die mitbetroffenen Kantone auf dem Wege der interkantonalen Rechtshilfe um Mitwirkung» ersuchen.

Nach dem grundsätzlichen Einverständnis der Bundesbehörden musste also die Staatsanwaltschaft Graubünden entscheiden, ob sie dem deutschen Rechtshilfegesuch nachkommt. Dieses stellt weitreichende Forderungen, die nicht nur den direkt involvierten Walter Kehl betreffen, sondern darüber hinaus weitere Privatpersonen – Schweizer Staatsbürger, wohlgemerkt, und nicht etwa deutsche – sowie Firmen schweizerischen Rechts. Darunter befinden sich prominent die Filialen der UBS an der Poststrasse 1 in Chur sowie an der Bahnhofstrasse 45 in Zürich. In einem Beschluss vom 13. Mai 2014 hatte zuvor das Amtsgericht im deutschen Koblenz «angeordnet», dass «wegen des Anfangsverdachts der Steuerhinterziehung» die «Geschäftsräume der UBS Zürich, Bahnhofstrasse 45, CH-8001 Zürich» zu durchsuchen seien.

Deutsches Gericht: UBS durchsuchen!

Halten wir fest: Aufgrund eines «Anfangsverdachts», der sich auch nach sechs Jahren noch nicht zu einer Anklage verdichtet – geschweige denn zu einer Verurteilung geführt – hat, ordnet ein deutsches Gericht auf Antrag der deutschen Steuerfahndung an, die Geschäftsräume einer Schweizer Bank auf Schweizer Bo-

den zu durchsuchen. Auch dieser «Beschluss» des Amtsgerichts Koblenz liegt der *Weltwoche* vor. Seither geht es Schlag auf Schlag. Ermächtigt durch das deutsche Gericht, legte die Staatsanwaltschaft Koblenz ihren Bündner Kollegen einen umfangreichen Katalog von insgesamt zehn Forderungen vor. Die wichtigsten: Erstens seien die Schweizer Wohnung und die beiden Schweizer Firmensitze des Beschuldigten zu durchsuchen. Zweitens seien die Geschäftsräume der UBS an den erwähnten Adressen in Chur und Zürich zu durchsuchen. Zu durchsuchen seien drittens auch die Geschäftsräume des Schweizer Vermieter-Ehepaars der Privatwohnung von Kehl in Malans, bei dem es sich um bekannte Weinhändler und im Kanton hochangesehene Personen handelt. Viertens seien auch die Geschäftsräume der Tochter des Vermieter-Ehepaars in Wallisellen ZH zu durchsuchen. Alle drei erwähnten Familienmitglieder seien zudem einzuvernehmen.

Weiter verlangt die Staatsanwaltschaft Koblenz, die Bündner Behörden müssten die Schweizer Steuererklärung von Walter Kehl ausliefern. Und schliesslich seien die deutschen Steuerfahnder – konkret: Regierungsrat Wolfgang Hoffmann und Steueramtsrätin Silke Henneemann vom Finanzamt Mainz-Süd – an den Hausdurchsuchungen in der Schweiz zu beteiligen.

Dieses umfassende Begehren stiess in der Schweiz auf offene Ohren, ja auf bereitwillige Kooperation. Die deutschen Fahnder werden eingeladen, an den Aktionen der Schweizer Justiz teilzunehmen. «Der Beizug der erwähnten Mitarbeiter [der deutschen Steuerfahndung, die Red.] macht Sinn, da sie die Durchführung der Hausdurchsuchung erheblich erleichtern könnten», schreibt die Staatsanwaltschaft Graubünden. Selbst dem Begehren, per Durchsuchungsbefehl in die Räumlichkeiten des unbeteiligten Vermieter-Ehepaars einzudringen, gaben die Bündner Behörden statt. Das betroffene Ehepaar weiss – wie die übrigen Beteiligten – bis heute

Das umfassende Begehren aus Mainz stiess in der Schweiz auf offene Ohren.

nichts von der bevorstehenden Hausdurchsuchung. Juristisch wehren können sie sich nicht. Ausdrücklich heisst es in der Verfügung, vorläufig sei «kein Rechtsmittel zulässig».

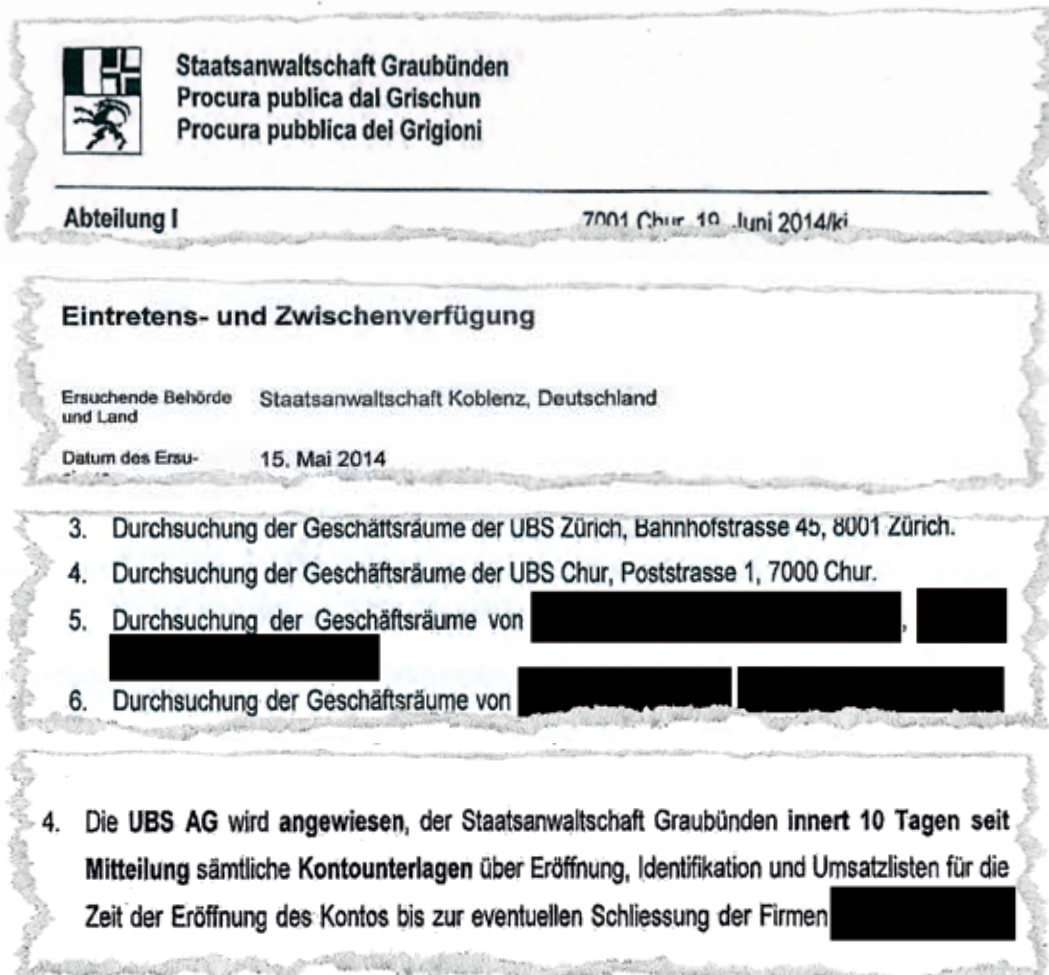
Was die UBS-Filialen in Chur und Zürich betrifft, verzichtet die Staatsanwaltschaft Graubünden auf eine Hausdurchsuchung. Nicht, weil sie das in der Verfassung verbrieft Bankkundengeheimnis schützen wollte, sondern weil der von den Deutschen «angestrebte Zweck», an die Kontounterlagen zu gelangen, auch mit anderen Mitteln zu erreichen sei. Die UBS wird einfach «angewiesen, die gewünschten Unterlagen der Staatsanwaltschaft Graubünden herauszuge-

ben», heisst es in der Verfügung. Auch zeitlich macht der verantwortliche Bündner Staatsanwalt Bruno Ulmi Stuppani Druck: Die UBS müsse «innert 10 Tagen seit Mitteilung sämtliche Kontounterlagen» herausgeben.

Die gleiche Frist gilt für die Steuerverwaltung des Kantons Graubünden, die ebenfalls

der Verdacht «glaubhaft» scheint. Dabei wäre es einfach gewesen, den Nachweis zu erbringen, dass die Firmen von Walter Kehl reale Firmen sind und dass der Inhaber seinen Lebensmittelpunkt im Kanton Graubünden hat.

Wie sehen Juristen den Fall? Ausländische Behörden hätten heute tatsächlich weitreichende



Hausdurchsuchung bei Banken und Privaten: Verfügung der Staatsanwaltschaft Graubünden.

angewiesen wird, innert zehn Tagen die Schweizer Steuererklärungen von Walter Kehl und seiner beiden Schweizer Firmen «samt eingereichten Unterlagen und Veranlagungsverfügungen» herauszurücken. Zwecks Weiterleitung an die Deutschen.

Der Fall wirft grundsätzliche Fragen auf. Wie Figura zeigt, ist es für ausländische Justizorgane offensichtlich ein Leichtes, das Schweizer Bankkundengeheimnis und den Schweizer Daten- und Persönlichkeitsschutz auszuhebeln – unter Mitwirkung Berns und der kantonalen Staatsanwaltschaften. Es genügt ein einigermaßen plausibel begründeter Verdacht einer ausländischen Behörde, damit die Schweizer Justiz weitreichende Massnahmen ergreift: Hausdurchsuchungen, selbst bei unbeteiligten Dritten, Herausgabe von Bank- und Steuerdaten. Ob die Vorwürfe der deutschen Justiz stichhaltig sind, hat die Staatsanwaltschaft Graubünden erklärermassen gar nicht geprüft. Es reichte ihr – und das entspricht den gesetzlichen Grundlagen –, dass

Möglichkeiten, ins Innere der Schweiz zu schauen, sagt ein Steuerrechtsexperte einer renommierten Zürcher Kanzlei. Das liege letztlich im Ermessen der Schweizer Behörden. Dass allerdings allein aufgrund eines Verdachts auch bei Schweizer Bürgern Hausdurchsuchungen durchgeführt würden, sei aussergewöhnlich. Er hoffe, dass das Vorgehen der Bündner Staatsanwaltschaft nicht Schule mache.

Vielleicht handeln die Schweizer Staatsanwaltschaften aber nicht nur willfährig, sondern auch naiv. Der beschuldigte Walter Kehl vermutet, dass das eigentliche Ziel der Ermittlungen nicht er selber ist, sondern dass es um anderes und mehr geht. Als Banken- und Unternehmensberater hat er prominente und wohlhabende Kunden aus Deutschland betreut. Gut möglich, dass die deutschen Steuerfahnder Jagd auf diese machen oder bei ihren Expeditionen auf Schweizer Territorium mit weiteren Zufallsfunden rechnen. Der Fall Kehl wäre dann nur vorgeschoben. Und die Schweizer Behörden wären überlistet. *Affaire à suivre.* ○



Moralistisch unterfüttert: Roma-Familie in Rumänien.



Französisch aufgeblasen: «Glanz & Gloria»-Moderatorin Berchtold.

Was sie sagen – was sie meinen

Deutsch und deutlich ist Vergangenheit. Wer in der Politik seine Ziele erreichen will, verzichtet besser auf eine klare Ansage. Ob Sozialstaat, Europapolitik oder Zuwanderung: Wenn es brisant wird, kommt die sprachliche Verwedelung ins Spiel. *Ein Glossar von Peter Keller*

Armutsmigration – Eine neuere Schöpfung der Verwedelungssprache. Bei der Einführung der Personenfreizügigkeit wurde der einheimischen Bevölkerung jeweils versichert, es kämen nur Menschen, die über eine Arbeitsbewilligung verfügten. Fakt ist, dass nun auch Leute dem Hinterhof der EU entfliehen, die a) erst mal eine Arbeit zu finden hoffen oder b) gar nicht erst die Absicht haben, eine Arbeit zu suchen, sondern sich von Beginn an Zugang zu üppigen Sozialleistungen verschaffen wollen. Der moralistisch unterfütterte Begriff – wer kann es jemandem verübeln, dass er aus seiner Armut «migriert» – taucht meistens im Zusammenhang mit zugewanderten Bulgaren und Rumänen auf. Hier wird offensichtlich eine Verwedelungskette angelegt: Mit Armutsmigranten sind in der Regel Roma (siehe Roma) gemeint.

Roma – Was sie sagen: Roma. Was sie meinen: Zigeuner.

Entwicklungszusammenarbeit – Hiess früher mal Entwicklungshilfe, bis dieser Begriff in den politisch-korrekten Radar geriet. Das Wort Hilfe, so die Kritiker, sei eine einseitige, auf Herrschaftsdenken basierende Vorstellung, dass der Westen den unterentwickelten Ländern des Südens gewissermassen Almosen

gewähre. Dabei seien ja die ehemaligen Kolonialherren verantwortlich für die prekäre Situation in Afrika, und nun gehe es darum, auf Augenhöhe und in gegenseitigem Austausch eine «Zusammenarbeit» zu suchen. Mal abgesehen davon, dass die Schweiz nie selber Kolonien unterhielt, hat sich ausser dem Begriff nichts geändert: Wir zahlen (momentan rund 2,8 Milliarden Franken jährlich), und die anderen bekommen. Dazwischen verdampft viel gutgemeintes Geld in der Verwaltung, bei Hilfsorganisationen und lokalen Eliten.

Service public – Französisch aufgeblasen für «öffentliche Dienstleistung», was wiederum vorgeschoben wird, um fragwürdige (und kostspielige) Staatsmonopole zu verteidigen. Besonders erfolgreich erweist sich darin Roger de Wecks SRG, die neu selbst von Haushalten ohne Fernsehanschluss Geld eintreiben darf und sich so eine Zwangsgebührenmilliarde beschafft, ohne je Rechenschaft abgelegt zu haben, was eine biedere Promi-Sendung namens «Glanz & Gloria» oder «Rosamunde Pilcher: Federn im Wind», Melodram (D/A, 2004) mit Service public zu tun hat.

Aufwandüberschuss – Da möchte man gerne wissen, welches Hirn einen solchen Begriff ausgebrütet hat. In der konkreten Situation

kommt der Aufwandüberschuss meistens so daher: «Der Fälländer Gemeinderat hat das Budget 2014 zu Händen der Gemeindeversammlung verabschiedet. Es wird mit einem Aufwandüberschuss von rund 1,6 Millionen Franken gerechnet.» Der geneigte Bürger und Steuerzahler darf sich also freuen: Die tüchtigen Damen und Herren Gemeinderäte aus Fällanden werden für positive Zahlen, einen «Überschuss» also, sorgen. Nur leider gibt es auch einen Überschuss an Schlechtem. In diesem Fall ist ein Überschuss an Ausgaben gegenüber den Einnahmen gemeint. Buchhalterverwedelungsdeutsch für Schulden. Im Klartext: Die Gemeinde Fällanden plant 1,6 Millionen Franken minus. Aber mit solchen Fakten will man die Bürger und Wähler nicht unnötig belasten. Unehrlichkeitsüberschuss gehört zum Repertoire selbst von Kommunalpolitikern.

Menschen mit Migrationshintergrund – Es ginge auch kürzer, präziser und ehrlicher: Ausländer.

Sondersetting – Begriff aus dem soziotherapeutischen Fundus des Strafvollzugs. Will sagen: Für ganz schwierige Fälle braucht es auf den Täter abgestimmte Massnahmen, die dann mit schweizerischer Perfektion ins Ab-



Mit schweizerischer Perfektion ins Absurde: Jugendstraftäter «Carlos».



Brüssel-reif: Aussenminister Burkhalter.

surde getrieben werden können. Einer grösseren Öffentlichkeit wurde der Begriff «Sonder-setting» bekannt durch den Jugendstraftäter «Carlos», der schon auf einen beachtlichen Lebenslauf zurückblicken darf: über dreissig Verurteilungen «wegen Angriffs, mehrfacher Sachbeschädigung, mehrfachen Hausfriedensbruchs, Vergehen gegen das Betäubungsmittelgesetz, aggressiven Verhaltens gegen Personen, Drohung und Gewalt gegen Beamte». Dazu hat er noch einen 17-Jährigen mit Messerstichen lebensgefährlich verletzt. Das Carlos-Sonder-setting der Zürcher Justizdirektion umfasste: eine 4,5-Zimmer-Wohnung (für 1930 Franken), Privatlehrer, exklusives Kampfsporttraining, Taschengeld für Kleidung und Freizeit (monatlich 1140 Franken), allgemeine Transportspesen (1000 Franken) plus die Kosten für die mit «Carlos» beschäftigten Sozialstaatler. Der Rundumbetreuungsservice machte total 29 000 Franken aus – im Monat.

Transkulturelle Fragestellungen – Wenn «Carlos» volljährig ist und seinen kriminellen Weg fortsetzt, landet er irgendwann einmal im «psychiatrischen Massnahmenvollzug» (Massnahmenvollzug = Freiheitsentzug = Knast). Gewissermassen das Sonder-setting für Fortgeschrittene. Was bleibt, ist die Rundumbetreuung und der exorbitante Preis von bis zu 50 000 Franken monatlich. Spezialisiert für solche Fälle ist die Klinik Rheinau mit ihren verschiedenen therapeutischen Dienstleistungen: «Integrative Gruppen- und einzeltherapeutische Konzepte», «Fördern von Fähigkeiten und Ressourcen», «migrationsassoziierte Lebenshintergründe sowie transkulturelle und psychotraumatologische Fragestellungen»,

«multidisziplinäres Behandlungsteam» sind Beispiele davon, was sie damit sagen. Was sie damit meinen: keine Ahnung.

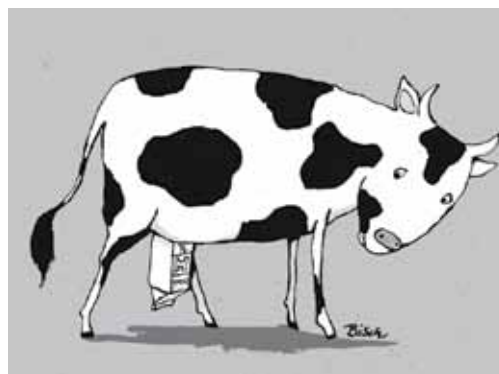
Öffentlich-rechtliches Dienstverhältnis – Umschreibung für Staatsangestellte. Was wiederum eine Umschreibung für Beamte ist.

Dynamische Rechtsübernahme – In kaum einem Bereich wird so gezielt die Sprache vernebelt wie in der «Integrationspolitik» von Bundesrat und Verwaltung. Da die grosse Mehrheit der Schweizer Bevölkerung von einem EU-Beitritt nichts wissen will, müssen andere Wege und Wörter gefunden werden, um das Land Brüssel-reif zu kneten. So vermeiden die Beitrittsbefürworter alles, was eben nach Beitritt zur EU klingt. Dafür wird von «Integration» gesprochen, ein Begriff, der normalerweise im Zusammenhang mit «bildungsfernen» (Verwedelungsdeutsch für Analphabeten mit Hang zum Ehrenmord) Zuwanderern auftaucht. Weil sich der Schweizer Souverän so störrisch zeigt, soll er ausgedribbelt werden: mit Gesetzen aus Brüssel und Richtern aus Strassburg. Ein «institutioneller

Rahmenvertrag» (was sie sagen) soll die Schweiz zur Rechtskolonie (was sie nicht sagen) machen, die automatisch übernimmt, was die EU vorgibt. Aussenminister Didier Burkhalter und seine Diplomaten sprechen schleimig von «dynamischer Rechtsübernahme» – und meinen Unterwerfung unter einen fremden Rechtsapparat.

Ausgleichsmassnahme – Ein Begriff, der ebenfalls aus dem Wörterbuch der europapolitischen Verwedelungssprache stammt. Im April 2012 verabschiedete der Bundesrat ein Papier mit «Grundsätzen für institutionelle Lösungen mit der EU». Ob «institutionelle Lösung» oder «Rahmenvertrag» oder «dynamische Rechtsübernahme», Ziel und Folgen bleiben sich gleich: Die Schweiz gibt ihre Selbstbestimmung ab an Brüssel. Um den Schein zu wahren, beruhigt der Bundesrat das Volk, die Schweiz könne immer noch autonom EU-Recht nicht übernehmen. Allerdings dürfte die Europäische Union in diesem Fall «Ausgleichsmassnahmen» ergreifen. Was hier klingt wie ein wohlwollender Sozialplan, meint in Wahrheit: Die EU kann die Schweiz mit Sanktionen und Bussen bestrafen, sollte sie nicht brav schlucken, was in Brüssel beschlossen wird. Ärgern Sie sich also nicht, wenn Sie das nächste Mal Ihr Auto falsch abgestellt haben: Sie haben bloss eine Parkausgleichsmassnahme zu bezahlen. Sie kostet allerdings gleich viel wie eine Parkbusse.

Populistisch – Verunglimpfungsbegriff für alles, was sich dem Verwedelungsdiktat entzieht und weiterhin das Kind, den Asylbetrüger und den Scheininvaliden beim Namen nennt.



Schöne neue Bankenwelt

Beipackzettel für Finanzprodukte, Berufsregister für Anlageberater, mehr Macht für die Finma: Was dem Kundenschutz dienen soll, droht zum Milliardengrab für den Finanzplatz zu werden. Dies zeigt das jüngste Gutachten des Finanzprofessors Martin Janssen. *Von Florian Schwab*

Die Namen Bernard L. Madoff und Lehman Brothers sind für viele Anleger weltweit und auch in der Schweiz mit schmerzlichen Verlusten verbunden. Im fünfzig Milliarden Franken schweren Schneeballsystem des Betrügers Madoff schmolzen hierzulande Kundengelder im Umfang von zehn Milliarden Franken dahin – betroffen waren fast ausschliesslich erfahrene Anleger und sehr wohlhabende Privatpersonen. Beim Konkurs der Investmentbank Lehman Brothers erlitten Schweizer Gläubiger Verluste von etwa vier Milliarden Franken – viele hiesige Banken hatten Lehman-Zertifikate ohne den Hinweis ausgegeben, dass der Kapitalschutz beim Konkurs der Herausgeberbank nicht gewährleistet sei. Unterdessen sind rund zwanzig Prozent der Forderungen der Lehman-Opfer aus der Konkursmasse befriedigt.

Aufgrund dieser Fälle ist das Finanzdepartement von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) im Schlepptau der Finanzmarktaufsicht (Finma) der Idee verfallen, den Kunden- und Anlegerschutz in der Schweiz auszubauen. Ende Juni hat es hierzu das Finanzdienstleistungsgesetz (Fidleg) gemeinsam mit einem «Finanzinstitutsgesetz» in die Vernehmlassung geschickt.

Gleiches Ziel, neue Argumente

Erste Reaktionen aus der Finanzindustrie sind ablehnend. Der Verband Schweizerischer Vermögensverwalter (VSV) geisselt die Reformen als «bürokratisches Monster», der Schweizerische Gewerbeverband sieht seine «schlimmsten Befürchtungen» wahr geworden. Die Bankiervereinigung hatte die Schaffung eines Finanzdienstleistungsgesetzes «grundsätzlich» begrüsst und analysiert derzeit den Gesetzesentwurf. Weiter ist man bei der Vereinigung Schweizerischer Assetmanagement- und Vermögensverwaltungsbanken (VSVB). Sie haben den renommierten Zürcher Finanzprofessor Martin Janssen mit einem Gutachten über das Fidleg betraut, das der *Weltwoche* vorliegt.

Was will das Fidleg? Bereits Anfang März 2010 gab sich die Finma «überzeugt, dass der Schutz der Anleger im geltenden Recht nicht ausreichend ist und ein regulatorischer Handlungsbedarf besteht». Wie dieser aussieht, schrieb die Finma gleich selbst: Es sollten «Verhaltens- und Vertriebsregeln» aufgestellt werden, ferner «Produktregeln» und «Regeln zur Aufsicht über Vermittler». Eine departementsinterne «Steuerungsgruppe Finanzdienstleistungsgesetz» trieb das Vorhaben voran.



«Nivellierung nach unten»: Finanzministerin Widmer-Schlumpf.

Als mit der Zeit Madoff und Lehman etwas in den Hintergrund traten, wurde ein neues Argument ins Zentrum gerückt: Der regulatorische Trend gehe weltweit in Richtung eines stärkeren Kundenschutzes, und die Schweiz könne es sich aus Reputationsgründen nicht leisten abseitszustehen. Zudem winke ein weitgehend diskriminierungsfreier Marktzugang für Schweizer Finanzdienstleister im EU-Raum, wenn die Schweiz ihren Finanzplatz gleichwertig, «äquivalent», reguliere.

Der grosse Bruder des Schweizer Fidleg ist die EU-Richtlinie «über Märkte für Finanzinstrumente», englisch abgekürzt: Mifid II. Laut Bekunden des Finanzdepartements wurde das Fidleg «unter Berücksichtigung der internationalen Anforderungen an die Regulierung der Produktion und des Vertriebs von Finanzprodukten erarbeitet». International gültige Standards, so Widmer-Schlumpfs Beamte, «namentlich jene der EU, sollen grundsätzlich übernommen werden». Eine Abweichung aus politischen oder wirtschaftlichen Motiven solle «nur in Ausnahmefällen» möglich sein.

Versteckte Kosten für die Kunden

Konkret schlägt der Bundesrat vor, dass in Zukunft gleich wie in der EU jedes Finanzprodukt einen Beipackzettel enthalten muss, der «nach einem vorgegebenen Schema» über Risiken und Gefahren aufklärt und die Kosten für den Kunden klar ausweist. Zweitens sollen in Zukunft sämtliche Finanzdienstleister der Finma-Aufsicht unterstehen. Insbesondere für die unabhängigen Vermögensverwalter wäre dies eine Novität – sie müssen sich bislang lediglich bei einer Selbstregulierungsorganisation akkreditieren.

Drittens müssen künftig sämtliche Personen, die Finanzdienstleistungen erbringen, ihre Befähigung in einer Prüfung nachweisen, sich regelmässig weiterbilden und in einer zentralen Datenbank erfasst sein. Sie müssen bei der Beratung die «Angemessenheit und Eignung von Finanzprodukten» überprüfen sowie erbrachte Dienstleistungen dokumentieren. Zuletzt will der Bundesrat auch einen Prozesskostenfonds einführen, aus dem Kunden teilweise ihre juristischen Kosten finanzieren können, wenn sie gegen ihren Finanzberater prozessieren.

Was ist davon zu halten? In seinem Gutachten geht der Ökonom Janssen der Frage nach, wie hoch Nutzen und Kosten der neuen Regulierung sind – und ob eine Umsetzung tatsächlich wie behauptet den Marktzugang Schweizer Anbieter im Ausland verbessere.

Janssen unterstützt das Anliegen, die Kunden besser zu schützen. Privatkunden hielten «oft qualitativ ungenügende Anlagen», die Kosten der Finanzprodukte seien «häufig unklar», und man habe meistens «keine Möglichkeit, auf dem Gerichtsweg zu seinem Recht zu kommen, falls in der Beratung Fehler passiert sind». Im Gegensatz zum Finanzdepartement

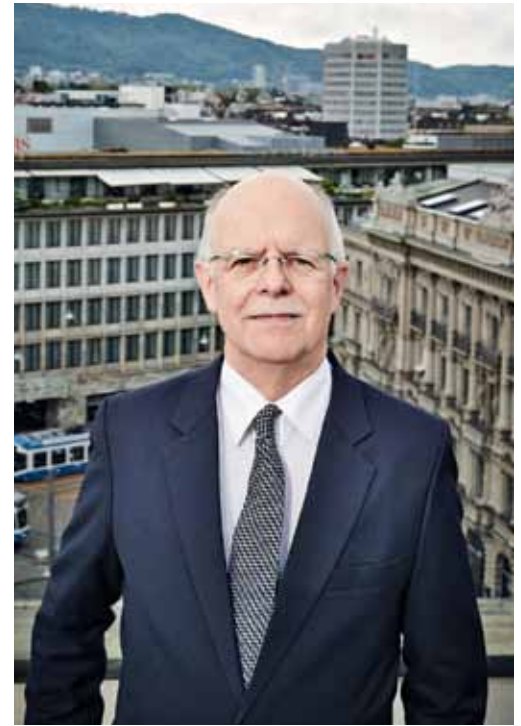
hält er aber fest, dass es «nicht unmittelbar einleuchtend» sei, «warum die Finma ein neues Finanzdienstleistungsgesetz fordert, um diese Vorschläge umzusetzen». Die Behauptung, dass der Kundenschutz und die Attraktivität des Finanzplatzes Schweiz vom Fidleg insgesamt profitieren würden, bestreitet er.

Im Detail übt Janssen fundierte Kritik: So sei ein schematisch vorgegebener Produktprospekt nicht zielführend und die Aufklärung über «Produkt Risiken» wissenschaftlich unhaltbar, weil sich Risiken immer im Kontext der finanziellen Gesamtsituation des Kunden und seiner verschiedenen Anlagen ergäben. Indem das Gesetz diese finanzwirtschaftliche Binsenwahrheit ausblende, verleite man die Banken gar dazu, dem Kunden eine falsche Beratung zu bieten, nur um dem Fidleg Genüge zu tun. Wer vor allem auf die Risiken der einzelnen Wertpapiere sieht, vergibt sich die Chancen, die ein breitaufgestelltes Portfolio bietet, in dem auch riskantere Produkte unterkommen dürfen.

Durch diesen Fidleg-Zugang verzichtet der Kunde ohne Not auf 0,2 bis 0,3 Prozent Rendite, schätzt Janssen – ihm werde «ein erheblicher Teil des Realzinses weggenommen». Bei einem Total von mehreren tausend Milliarden Franken Anlagevermögen kämen so versteckte Kosten von gut und gerne mehreren Milliarden Franken im Jahr zusammen.

Laut Fidleg muss der Kundenberater von jedem Kunden detailliert vorgeschriebene Informationen verlangen. Davon hält Janssen nichts: Es sei von der individuellen Situation des Kunden abhängig, welche Informationen relevant seien. Besonders stossend findet Janssen, dass das Finanzdienstleistungsgesetz den Anbietern vorschreibt, die Informationsprospekte kostenlos abzugeben. Damit greife der Staat direkt in die Kostenstruktur der Unternehmen ein und nehme betriebswirtschaftliche Entscheidungen vorweg.

Janssens Kritik am Finanzdienstleistungsgesetz ist grundsätzlich. Es sei vermessen, alle Kundenbeziehungen zu vereinheitlichen. «Darin liegt ja genau die Wertschöpfung, dass sich Anbieter und Nachfrager auf unterschiedlichsten Ebenen finden und miteinander einen Vertrag leben wollen.» Das Fidleg würde die Firmen «in ihren Differenzierungsmöglichkeiten»



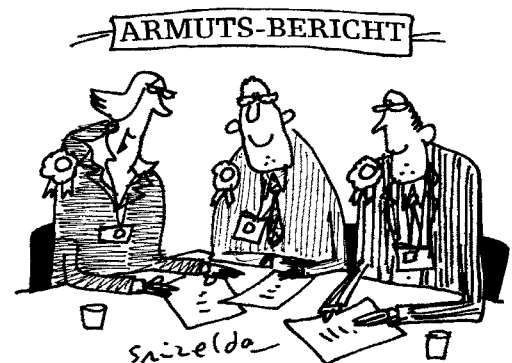
Kunden werden «unmündig gehalten»: Janssen.

hemmen und dadurch Innovation erschweren. Die Grundlage des Erfolgs der schweizerischen Wirtschaftsordnung liege in der «Freiheit der Anbieter und Nachfrager, zu entscheiden, welche Dienstleistungen oder Produkte sie kaufen respektive verkaufen möchten». Käufer und Verkäufer würden nur solche Geschäfte tätigen, «von denen sie aus ihrer eigenen subjektiven Sicht glauben, dass diese ihren Nutzen steigern werden». Dieser Mechanismus führe zu Wertschöpfung und Wohlstand, weil «jene, die Verantwortung für ihre Entscheidungen tragen müssen, bessere Entscheidungen treffen als jene, die das nicht müssen».

«Weder notwendig noch hinreichend»

Anstatt das Gesetz darauf auszurichten, dass der Kunde die notwendigen Informationen zur Verfügung gestellt bekommt, die er für seine Entscheidungen benötigt, würden die Kunden «unmündig gehalten», und die Finanzdienstleister könnten sich nicht richtig spezialisieren. Die Fidleg-Verfasser seien nicht von einem Menschenbild ausgegangen, gemäss dem «jede Person Verantwortung für sich selber wahrnimmt». Das erstaunt Janssen, denn in der Strategie der Finma stehe explizit, dass sie von einem mündigen Kunden ausgehe.

Janssen befürchtet, dass das Fidleg die Struktur des Schweizer Finanzplatzes «massiv» verändern wird. Von der Regulierung profitierten die grossen Anbieter, da sie die neuentstehenden Kosten auf viel mehr Kunden abwälzen könnten. Die traditionelle Kleinräumigkeit des schweizerischen Finanzdienstleistungsmarktes sei unter dem Vorwand gefährdet, «gleich lange Spiesse» für alle Anbieter zu ermöglichen. Dabei sei es nicht sinnvoll, einem Einmannbüro dieselben Vorschriften zu



«Gute Nachrichten: Keiner von uns ist arm!»

machen wie einer Grossbank. Sollte Wohlstand nicht verhindert werden, «müssen Finanzdienstleister ungleich sein und sich ungleich verhalten dürfen», solange sie sich an die Bestimmungen des Obligationenrechts hielten.

In einer Regulierungskosten-Abschätzung im Auftrag des Finanzdepartements kommen Ökonomen der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften (ZHAW) zum Schluss, dass für jeden unabhängigen Vermögensverwalter die Einführung des Fidleg einmalig zwischen 70 000 und 120 000 Franken kosten würde («je nach Betriebsgrösse und Komplexität») und die jährlichen Folgekosten sich auf 19 000 bis 56 000 Franken pro Anbieter belaufen.

Janssen kommt zum Schluss, dass der Finanzplatz schlecht beraten sei, die internationalen Vorschriften zum Kundenschutz innerhalb der Schweiz zu übernehmen, wie dies das Fidleg beabsichtige. Die Folge wäre «eine Nivellierung des führenden kontinentaleuropäischen Finanzplatzes nach unten».

Auch für den Marktzugang im Ausland hält Janssen eine «weitgehende Übernahme der ausländischen Regulierung» für «weder notwendig noch hinreichend». Die Finanzdienstleistungs-Richtlinie (Mifid) der EU seien so zu interpretieren, dass keineswegs «eine weitgehende Übernahme der ausländischen Regulierung notwendig ist». Lediglich müssten dieselben Ziele erreicht werden. Die vornehme Herausforderung der Schweiz sei es, intelligente Antworten auf das berechtigte Anliegen des Kundenschutzes zu suchen, bei denen die negativen Auswirkungen nicht so gravierend seien wie beim Mifid-II-Klon namens Fidleg.

Janssen erklärt weiter, dass das Lugano-Übereinkommen, das die Schweiz mit den Ländern der Europäischen Union sowie Island und Norwegen abgeschlossen hat, dazu führe, dass Rechtsstreitigkeiten am Wohnsitz des Kunden ausgetragen werden. Mit anderen Worten: Für Gerichte in Europa sei sowieso Mifid II massgebend, egal, wie die Regulierung in der Schweiz aussehe. «Faktisch kann die grenzüberschreitende Anlageberatung und Vermögensverwaltung aus der Schweiz heraus nicht betrieben werden, ohne sich an die entsprechenden ausländischen Bedingungen, das heisst im Besonderen Mifid I und II, zu halten.» Wenn man EU-Kunden nach EU-Recht beraten muss, dann kann man für Schweizer und Kunden aus anderen Ländern die Vorteile einer weniger bürokratischen Regulierung voll ausspielen.

Gesamthaft schätzt Janssen, dass die Kosten des Fidleg sich «in der Grössenordnung der Hälfte aller Gewinne der Banken und unabhängigen Vermögensverwalter» bewegen dürften. Jahr für Jahr. Bezahlen würden dies allerdings die Konsumenten von Finanzdienstleistungen. Bei den Folgekosten von Widmer-Schlumpfs Fidleg fühlt man sich fast schon an die Milliardenverluste der letzten Finanzkrise erinnert. ○

Quittung für Aktionäre

Das Finanzdepartement befürchtet Steuerausfälle bei Firmen und zaubert die Kapitalgewinnsteuer aus der linken Mottenkiste hervor. Zahlen sollen die Privaten.



«Unfug»: FDP-Nationalrat Portmann.

Die Europäische Union verlangt von der Schweiz, die privilegierte Besteuerung von ausländischen Holdinggesellschaften abzuschaffen. Um steuerlich wettbewerbsfähig zu bleiben, müssen die Unternehmenssteuern daher generell gesenkt werden. Was für die Wirtschaft eine gute Nachricht ist, weckt die Angst der Steuerbeamten: Drei Milliarden Franken Ausfall bei der Gewinnsteuer «kostet» die Unternehmenssteuerreform III nach Schätzungen des Finanzdepartements und der Kantone.

«Administrativ sehr aufwendig»

Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) will daher in Zukunft Kapitalgewinne natürlicher Personen besteuern. Wie die *NZZ am Sonntag* publik machte, hat sie einen Entwurf in die Ämtervernehmlassung geschickt, demzufolge dieses Mittel rund 1,1 Milliarden Franken jährlich in die Staatskassen spülen würde. Sogar die Verteilung haben die Juristen des Eidgenössischen Finanzdepartements (EFD) fast auf Heller und Pfennig festgelegt: 774 Millionen Franken an die Kantone, 317 Millionen an den Bund.

Der Vernehmlassungsentwurf selbst ist zwar nicht zugänglich, doch verwaltungsnahе Kreise präzisieren, dass die Kapitalgewinne wie übriges Einkommen (progressiv) versteuert werden sollen und demnach auch Verluste

vom steuerbaren Einkommen abgezogen werden können. Es handelt sich somit nicht um eine neue Steuer, sondern um eine Erweiterung der Einkommenssteuer.

Interessant: Als im Jahr 2001 der Gewerkschaftsbund eine Kapitalgewinnsteuer per Volksinitiative durchsetzen wollte, argumentierte der Bundesrat noch, eine Besteuerung der Kapitalgewinne von Privaten sei «finanziell unergiebig und administrativ sehr aufwendig». Das Volk verwarf den tiefroten Vorschlag am 2. Dezember 2001 mit 65 Prozent der Stimmen.

Seinen Sinneswandel wollte das Finanzdepartement gegenüber den Medien nicht kommentieren. Bezeichnend ist immerhin, dass der heutige Direktor der Eidgenössischen Finanzverwaltung, Serge Gaillard (SP), seinerzeit als Chef des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes zu den gescheiterten Initianten zählte. Gaillard gehörte der achtköpfigen, vor allem aus Verwaltungsleuten bestehenden Arbeitsgruppe an, welche die Unternehmenssteuerreform III ausbrütete – Verwaltungsarbeit bei Widmer-Schlumpf ist offenbar die Fortsetzung von Gewerkschaftspolitik mit anderen Mitteln.

2001 hatte Gaillard argumentiert, die Steuer sei «ein elementares Gebot der Steuergerechtigkeit». Der neue Zürcher Nationalrat Hans-Peter Portmann (FDP) sieht das anders, er hält den Vorschlag für «Unfug». Die Vermögenssteuer belaste die wirtschaftlich Leistungsfähigen bereits zusätzlich. Börsengewinne würden durch die Vermögenssteuer bereits heute erfasst. Steuerrechtler teilen die Bedenken und halten eine Kapitalgewinnsteuer nicht mit der Besteuerung des Vermögens für vereinbar. Wer an der Börse investiert, müsste in Zukunft doppelt Steuern zahlen: einmal auf das Vermögen und einmal auf den Vermögenszuwachs.

Grundsätzlich stört sich Portmann daran, dass Privatpersonen, die mit ihren Investitionen einen wertvollen Beitrag an die Volkswirtschaft leisteten, die Zeche für Ausfälle bei der Unternehmensbesteuerung begleichen müssen. Insgesamt wären laut Portmann die volkswirtschaftlichen Kosten einer solchen Besteuerung wohl grösser als der versprochene Nutzen. Wertpapiergeschäfte würden ins Ausland abwandern, und die Attraktivität des Investitionsstandorts Schweiz würde gesenkt.

Finanziell könnte die Kapitalgewinnsteuer zum Bumerang werden: In schlechten Börsenjahren eignet sie sich als Steuersparmodell, während findige Geister sie in guten Börsenjahren auch umgehen können. Florian Schwab

Goldhase

Die Schweizer Schokoladenfabrik Lindt & Sprüngli erobert Amerika. Statt einer Dividende erhält der Aktionär Naturalien in Form eines kilogrammschweren Schokoladepakets. Zudem eignet sich die Aktie als dekorativer Wandschmuck. *Eine Glosse von Werner Dessauer*

50 000 Franken kostet derzeit eine Aktie der Firma Lindt & Sprüngli. Tendenz steigend und darauf zurückzuführen, dass sich der Goldhase geradezu epidemisch vermehrt, womit sich die Umsätze steigern und damit der Gewinn, was wiederum zu höheren Aktienkursen führt.

Für diejenigen, die derzeit nicht über das nötige Kleingeld verfügen, bleibt die Genugtuung, als Konsument dazu beizutragen, dass die Schweiz unangefochten als Weltmeister in Sachen Schokoladekonsum dasteht. Volle zwölf Kilogramm werden vom Säugling an aufwärts pro Kopf und Jahr konsumiert. Das sind 120 Tafeln. Eine beachtliche Leistung.

Der Aktienbesitzer darf an der Generalversammlung teilnehmen, wird dort grosszügig gepflegt, darf über bereits im Voraus genehmigte Traktanden abstimmen und, wenn er Glück hat, Herrn Tanner, dem CEO, die Hand reichen. Schliesslich wird er statt mit einer anständigen Dividende mit Naturalien abgespeist, und zwar in Form eines kilogrammschweren Schokoladepakets. Zudem eignet sich die Aktie als dekorativer Wandschmuck in schokoladebraunem Rahmen über dem Sofa und verweist gleichzeitig in dezenter Weise auf die Kreditwürdigkeit des Gastgebers.

150 Millionen Goldhasen haben im vergangenen Jahr die Werkhallen verlassen und wurden problemlos weltweit in 49 verschiedene Länder exportiert. Lediglich in heissen Gegenden wie



Hundert Tafeln: Ernst Tanner, CEO.

zum Beispiel Katar, wo Tagestemperaturen von vierzig Grad und mehr herrschen und die bei diesen Witterungsverhältnissen zur Fussballweltmeisterschaft einladen, haben die Goldhasen in ihrer Erscheinungsform etwas gelitten und müssen anstatt gegessen getrunken werden. In der Arktis hingegen, bei gleichen Temperaturen, allerdings im Minusbereich, wird ein Hammer benötigt, um die gefrorenen Hasen in essbare Portionen zu zerkleinern. Die 150 Millionen Goldhasen (betriebsintern «Tanner-Chüngel» genannt) ergeben eine Prozession von Zürich nach Bern und zurück.

Konkurrenz erfährt der Hase derzeit nur im eigenen Haus durch den Goldteddy. Gemäss Marktforschung liefern sich beide ein Kopf-an-Kopf-Rennen in der Beliebtheitsskala der Konsumenten. Wohlinformierte Kreise berichten zudem, dass in Zusammenarbeit mit dem Cir-

cus Knie und dem Zürcher Zoo an der Entwicklung eines Goldelefanten gearbeitet wird. Zu diesem Zweck wurde ein Elefant temporär in Kilchberg stationiert. Der Elefant erhält hundert Tafeln Schokolade, der Wärter zwei pro Tag. Beiden soll es gutgehen, der Wärter allerdings klagt über chronische Verstopfung.

Da Stillstand bekanntlich Rückschritt bedeutet, wird im Werk fieberhaft an der Erschliessung neuer Märkte gearbeitet. Betriebsintern ist zu vernehmen, dass bereits Prototypen für einen goldenen Mao gesichtet wurden, dies, um den chinesischen Markt zu beleben. Im Interesse aller Beteiligten müsste der in Ehren ergraute Christoph Blocher nochmals in den Ring steigen, um mit seinen Beziehungen und seinem Einfluss eine echte Volksaktie zu schaffen.

Für Asylanten erschwinglich

Die nächste Generalversammlung müsste einen einzigen Satz genehmigen: «Die Aktie wird im Verhältnis 1:1000 gesplittet», mit dem Ergebnis, dass auch für Sozialhilfeempfänger und sogar Asylanten die Aktie erschwinglich würde. Zu einem Kurs von rund fünfzig Franken eignet sich das Papier auch bestens als Patengeschenk. Und wenn der Säugling einmal ins Rentenalter kommt, kann er als gemachter Mann gelassen in den Ruhestand treten. Eine Aktie also, die im wahrsten Sinne des Wortes – Diabetiker ausgenommen – in vollen Zügen genossen werden kann. Dieser Split käme in erster Linie der Firma Lindt & Sprüngli zugute. Der Binnenmarkt und somit die Umsatzzahlen und schlussendlich der Gewinn würden drastisch steigen, denn jedermann konsumiert am liebsten Produkte, die aus einem Unternehmen stammen, dessen Eigentümer man ist.

Dr. iur. Werner Dessauer, 87, ist Inhaber der Vermögensverwaltungsfirma Commercial Investment AG und Sprüngli-Aktionär. Er lebt in Zollikon.

CASA DEL VINO.
SPANISCHE
SPITZENWEINE.



Frauen wollen weniger verdienen

Der Lohnunterschied zwischen Frau und Mann hat nichts mit Diskriminierung, dafür aber mit dem eigenständigen Entscheid vieler Frauen zu tun: Anstatt auf eine Karriere, richten sie ihr Studium nach Familie und anderen Kriterien aus. Das zeigt eine neue Studie. *Von Christian Mundt*



Karrieregedanken: anderes im Sinn.

Ein Supermarkt muss etwas Ungerechtes, ja Diskriminierendes sein: Für einen Apfel wird ein anderer Preis verlangt als für eine Birne. Es ist völlig selbstverständlich und allgemein akzeptiert, dass unterschiedliche Waren im Supermarkt einen unterschiedlichen Preis haben. Das Gleiche gilt für Dienstleistungen: Es stört sich niemand daran, dass beispielsweise ein Haarschnitt für Frauen gerne das Doppelte oder Dreifache dessen kostet, was ein Mann beim Coiffeur bezahlt. Ganz andere Maßstäbe gelten jedoch, wenn es um die Arbeit geht. Genau genommen um die Arbeit, die ein Mann macht, und die Arbeit, die von einer Frau erledigt wird. Tatsache ist, dass Frauen im Durchschnitt weniger verdienen als Männer. Nach Ansicht der feministischen Vorkämpferinnen – beispielsweise der Frauensektion des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes – darf das aber nicht sein. Dass es marktwirtschaftliche

Gründe dafür gibt, wieso Frauen weniger verdienen als Männer, interessiert die Gewerkschaftsfrauen nicht.

Da Hochschulabsolventen in der Regel mehr verdienen als normale Berufsabgänger, wirken sich die Lohnunterschiede zwischen Frau und Mann bei ihnen stärker aus. Und da Hoch-

Geldverdienen ist Frauen einfach weniger wichtig. Das zeigt die Studie.

schulabsolventen aus Disziplinen, die typischerweise von Frauen gewählt werden, wie Sozial- und Erziehungswissenschaften, deutlich weniger verdienen als Absolventen von Fächern, bei denen die Mehrheit der Studenten typischerweise männlich ist, wie Ingenieurwissenschaften, Informatik, Naturwissen-

schaften, eignen sich Hochschulabsolventen besonders gut zur Untersuchung der Lohnunterschiede.

Das Geschlecht hat keinen Einfluss

Genau das wurde in einer kürzlich in der renommierten *European Sociological Review* publizierten Studie gemacht. Die Fragestellung lautete dort: Warum verdienen Frauen weniger als Männer? Die Antwort der Wissenschaft: Weil Frauen das so wollen. Mit der Studie, welche der Soziologe Fabian Ochsenfeld von der Goethe-Universität im deutschen Frankfurt durchgeführt hat, weist er empirisch nach, dass sich Männer aufgrund ihrer historischen Rolle als Brötchenverdiener häufiger für diejenigen Studienfächer und Berufe entscheiden, die später einen höheren Lohn zur Folge haben, als Frauen dies tun. Der Zusammenhang zwischen Lohn und Frauenanteil in einer Branche

kann empirisch weder auf Diskriminierung noch auf die zu erwartende Babypause bei den Frauen zurückgeführt werden.

Ochsenfeld ging weiter der Frage nach, wie so in typischen Frauenberufen weniger bezahlt wird als in typischen Männerberufen. Dabei untersuchte er, ob Diskriminierung, Humankapital in Form von Firmen- und Branchenwissen oder die Geschlechterrolle, also die in einer Kultur für ein Geschlecht typischen und akzeptierten Verhaltensmuster, für die Lohnunterschiede verantwortlich sind. Datengrundlage für Ochsenfelds Untersuchung ist eine grossangelegte Langzeitstudie aus Deutschland, in der rund 4000 Fachhochschul- und Universitätsabsolventen beider Geschlechter und aus allen Disziplinen direkt nach Abschluss und fünf Jahre danach befragt wurden. In der Analyse, in welcher verschiedene Einflussfaktoren auf ihre gegenseitige Abhängigkeit getestet wurden, konnte nicht nachgewiesen werden, dass das Geschlecht der Studenten einen Einfluss auf deren späteren Lohn hat. Würden die Daten um statistische Störfaktoren bereinigt, verschwinde das Geschlecht als Einflussfaktor für den Lohn komplett, schreibt Ochsenfeld. Mit anderen Worten: Die Lohnunterschiede zwischen Mann und Frau sind allesamt mit anderen Faktoren als dem Geschlecht – beispielsweise Bildung, Erfahrung, Fachwissen – erklärbar. Mit Diskriminierung haben die unterschiedlichen Gehälter der Geschlechter also nichts zu tun.

So hat der Karrieregedanke der Probanden – sprich, ob jemand schon am Start seiner Ausbildung auf höhere Weihen abzielt – einen deutlich höheren Einfluss auf den späteren Lohn als das Geschlecht: Wer Karriere machen will, entscheidet sich für ein anderes Studium als Studenten, für die Geld eine untergeordnete Rolle spielt. Ochsenfeld konnte in seiner Studie auch nachweisen, dass Männer diesen Karrieregedanken öfter haben als Frauen: Während der Pubertät würden sich Männer die Rolle als Brötchenverdiener häufiger zu eigen machen. Entsprechend würden Männer überproportional oft Studienrichtungen wählen, welche die Voraussetzungen für höhere Löhne schaffen – im Gegensatz zu Frauen, welche sich mehrheitlich für ein Studium entschieden, das besser mit dem traditionellen Familienmodell vereinbar ist. Geldverdienen ist für Frauen nebensächlicher als für Männer.

Dieser Effekt zeigt sich auch in einer anderen Studie, die von Fabian Ochsenfeld durchgeführt wurde: 2012 untersuchte er die sogenannte gläserne Decke. Unter «gläserner Decke» versteht man allgemein das Phänomen, dass Frauen selten in die Toppositionen von Unternehmen oder Organisationen vorstossen und karrieretechnisch oft im mittleren Management hängenbleiben. Dabei wird unterstellt, dass verschiedene Faktoren im Unternehmen den Aufstieg der Frauen be- und ver-

hindern: beispielsweise ein von Männern dominiertes und entsprechend auf sie zugeschnittenes Unternehmensklima, Vorurteile über die Führungsqualitäten von Frauen oder informelle Netzwerke, in die Frauen seltener eingebunden sind als Männer.

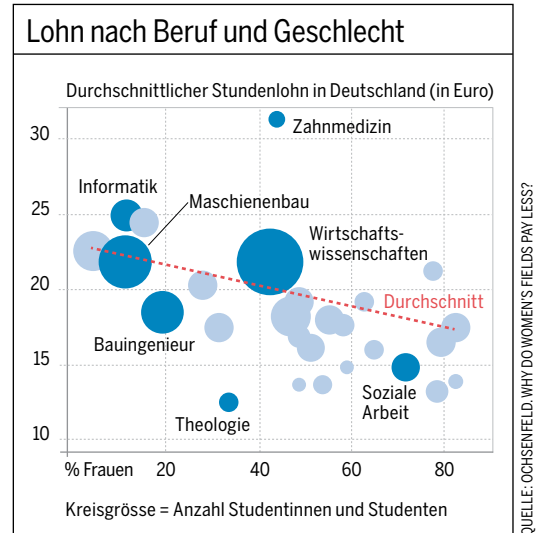
Zwangsmassnahmen verzerren

In der Debatte fungieren also mehrheitlich unternehmensinterne Faktoren als Erklärung dafür, wieso nur wenige Frauen in Führungspositionen sind. Die Diskriminierung der Frau hindere ihren Aufstieg, so die allgemeine Meinung. Die empirische Analyse von Ochsenfeld widerlegt aber auch diese These: Es seien überbetriebliche Faktoren, welche den Karriere nachteil der Frauen erklären. Einerseits die bereits festgestellte Wahl des Studiums. Da sich Frauen häufiger für ein Studium mit schlechterer Karriereperspektive entscheiden, sind sie in den Toppositionen der Wirtschaft auch seltener vertreten. Der zweite, deutlich einflussreichere Faktor ist die Famili-

Unter Micheline Calmy-Rey wurden Frauen einzig aufgrund ihres Frauseins befördert.

engründung. Hat eine Frau Kinder, halbiert sich die Wahrscheinlichkeit, zehn Jahre nach dem Abschluss des Studiums in einer Managementposition zu arbeiten. Bei Männern konnte dieser Effekt hingegen nicht beobachtet werden – für Männer ist die Familiengründung kein Karriere nachteil.

Diese an sich wenig überraschende Erkenntnis ist insofern bedeutsam, als nicht nur extreme Frauenrechtlerinnen, sondern auch der Staat genau diese Tatsachen ignorieren. Mit eidgenössischem Gleichstellungsbüro, Lohngleichheitsdialog oder anderen, auch zwingenden Massnahmen – Stichwort Lohnpolizei – soll die Gleichheit der Geschlechter erreicht werden. Da diese Massnahmen dem Gleichgewicht, das sich auf dem Markt eingestellt hat, zuwiderlaufen, ist mit negativen Auswirkungen



Je mehr Frauen, desto tiefer der Lohn.

gen auf die Volkswirtschaft als Ganzes zu rechnen: Immer wenn Personen nicht aufgrund ihrer Qualifikation, sondern wegen eines Minderheitenstatus, den sie besitzen, bevorzugt werden, führt dies zu Verzerrungen.

Sofern dies freiwillig geschieht, ist dagegen nichts einzuwenden: Stellt beispielsweise ein Unternehmen fest, dass es mit einer höheren Frauenquote in einem bestimmten Bereich bessere Ergebnisse erzielt und diese besseren Ergebnisse die Frauenförderung quasi überkompensieren, macht es ökonomisch Sinn, die Frauen zu fördern. In diesem Fall sollte sich die Förderung aber von alleine einstellen – bestes Beispiel dafür sind Kinderhorte, welche verschiedene Unternehmen ihren Mitarbeiterinnen anbieten.

Hat die Auswahl von Personen aufgrund eines Minderheitenstatus – egal ob Geschlecht, Herkunft oder ein anderes Merkmal – System, kann dies auch abschreckende Wirkung haben: So wird männlichen Deutschschweizern derzeit hinter vorgehaltener Hand von einer diplomatischen Karriere abgeraten, da die Beförderungsaussichten auch Jahre nach dem Abgang von Micheline Calmy-Rey schlecht seien. Zu Zeiten, als die Genfer SP-Politikerin im Bundesrat sass, wurden Frauen einzig aufgrund ihres Frauseins befördert, während Männern der Aufstieg verwehrt blieb. Dass nicht die am besten Qualifizierten, sondern die der aktuell gesuchten Minderheit Angehörigen in Toppositionen vorrücken, kann sich der Staat, der nicht im Wettbewerb steht, möglicherweise erlauben.

Eine Firma, die tagtäglich mit anderen Firmen um das beste Produkt oder die beste Dienstleistung konkurriert, kann es sich schlicht nicht leisten, Personen lediglich aufgrund ihrer Gruppenzugehörigkeit und nicht ihrer Qualifikation anzustellen. Greift hier der Staat mittels Quoten oder anderer Zwangsmassnahmen ein, schadet er der Wettbewerbsfähigkeit der Unternehmen – zum Nachteil aller.



Israels letzter Friedensoptimist

Auch wenn Raketen der Hamas auf das Land niederprasseln: Uri Avnery lässt sich in seinem Glauben an eine Koexistenz mit den Palästinensern nicht beirren. Besuch beim umstrittenen Vordenker in Tel Aviv, der von Kritikern als naiver Exot belächelt wird. Von Pierre Heumann und Eddie Gerald (Bilder)

Auf dem Weg zu Uri Avnerys Wohnung im Zentrum von Tel Aviv heulen die Sirenen auf. Die Menschen hasten zum nächsten Luftschutzkeller oder flüchten sich in ein Treppenhaus, um sich vor den Raketen aus dem Gazastreifen in Sicherheit zu bringen. «Bin gespannt, was Avnery dazu sagen wird, wie er mir erklären will, warum er trotz dieser Aggressionen immer noch ans harmonische Zusammenleben mit den Palästinensern glaubt», sage ich mir, nachdem ein deutlich hörbarer Knall die Zerstörung der Raketen angezeigt hat. Die «Eiserne Kuppel», das Raketenabwehrsystem mit einer Erfolgsquote von angeblich neunzig Prozent, hatte sie aufgespürt und vernichtet – wie so oft in den vergangenen Tagen.

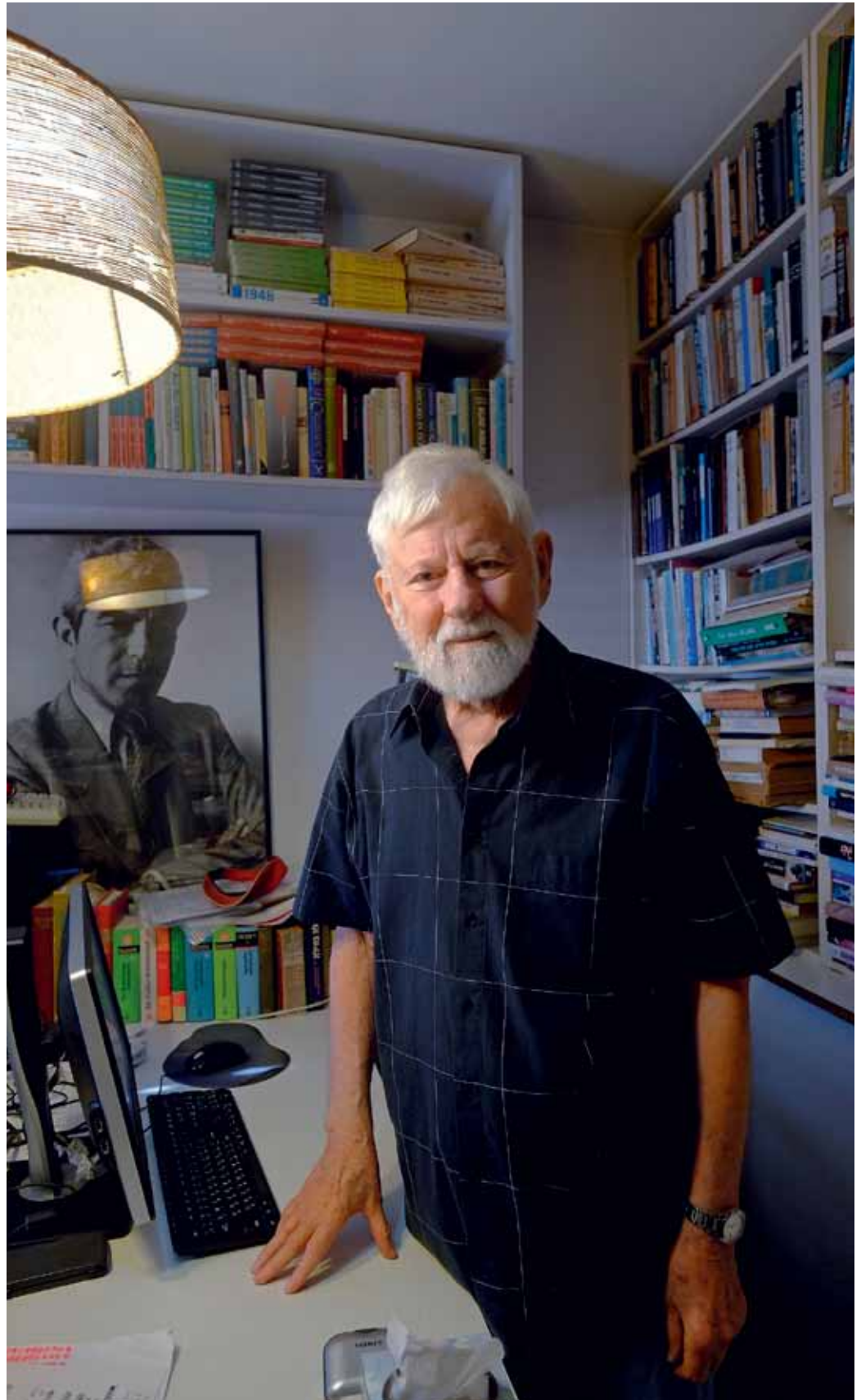
Avnery, der vor einem Jahr seinen neunzigsten Geburtstag gefeiert hat, ist in Israel eine bekannte Figur, aber auch in Europa. Die einen verehren ihn als mutigen Kämpfer für den Frieden, die anderen halten ihn für einen unverbesserlichen linksradikalen Naivling, der den Glauben an die Koexistenz mit den arabischen Nachbarn nicht verloren hat: Einen Exoten, der seinen Traum vom Frieden trotz des martialischen Geschehens ringsum für realistisch hält.

Der Mann mit dem schlohweissen Haarschopf und dem weissen, gepflegten Vollbart setzt sich wie eh und je für eine friedliche Zukunft ein. Er fühle sich so, als wäre er Anfang vierzig – also mehr als halb so jung wie sein biologisches Alter. Zwei Stunden pro Tag arbeitet er an seiner wöchentlichen Kolumne, die er übers Internet verbreitet. Schreiben, überzeugen, kämpfen, politisieren: Das war immer schon sein Metier, als Parlamentarier, Journalist und als Friedensaktivist.

Palästinenser bejubeln ihn

Dass er heute einer der Letzten in Israel sei, die an den Frieden glauben, will er nicht gelten lassen. «Viele denken so wie ich», widerspricht er mir zunächst, doch räumt er dann ein: «Es sind vielleicht weniger als das letzte Mal, als wir uns trafen.» Das war Mitte der 1990er Jahre, als der Friedensprozess nach der Ermordung von Jitzhak Rabin ins Stocken geraten war.

Die Krise führt er – ausschliesslich – auf die Weigerung von Regierungschef Benjamin Netanjahu zurück, die Besetzung palästinensischer Gebiete zu beenden, was zum Scheitern der jüngsten Friedensgespräche geführt habe.



«Vorübergehende Sache»: Autor Avnery.

Palästinensische Hasskultur oder das Pochen der Palästinenser auf das Rückkehrrecht ihrer Flüchtlinge akzeptiert er nicht als Begründung dafür, dass sich der Dauerkonflikt bisher jeder Lösung entzogen hat.

Bei den Palästinensern ist kaum ein Israeli populärer als Avnery. Ich erinnere mich, wie er bei einem Gang durch den Markt von Hebron vor zehn Jahren von der Bevölkerung euphorisch begrüßt und mit einem herzlichen «Schalom, Uri!» immer wieder angesprochen wurde. Bis heute gehört er zu den israelischen Lieblingspublizisten im arabischen Raum, weil es für ihn nur einen Schuldigen im israelisch-palästinensischen Dauerkonflikt gibt: Israels Regierung.

«Wenn ich nur lange genug lebe»

Avnery, 1923 geboren, in Hannover aufgewachsen und als Zehnjähriger ins damalige Palästina eingewandert, spricht ein makellofes Hebräisch, aber den deutschen Akzent hat er nicht abgelegt. Der gebürtige Westfale war nicht von jung auf ein überzeugter *peacenik*. Als 1948 arabische Nachbarn den soeben gegründeten Staat Israel angriffen, kämpfte er begeistert an der Front, bis er verwundet wurde. Seine Schlachterfahrung beschrieb er im Buch «In den Feldern der Philister», in dem er sich über die Kriegsbegeisterung und die Verrohung seiner Generation ausliess. Ein weiteres Kriegstagebuch war so kritisch geschrieben, dass es von der Zensur kurzerhand verboten wurde. Womit der Ruf Avnerys als *Enfant terrible* der israelischen Gesellschaft begründet war.

Ich spreche ihn auf ein Zitat aus einem früheren Interview an: Er hoffe, den Friedensvertrag zwischen Israel und Palästina erleben zu

Sein Treffen mit PLO-Chef Jassir Arafat brachte ihn beinahe wegen Landesverrats ins Gefängnis.

dürfen. «Das stimmt immer noch», sagt er lachend, «wenn ich nur lange genug lebe.» Er habe gelernt, dass sich mit Logik und Intuition sehr viele Dinge voraussagen liessen, nicht aber der Zeitpunkt, wann sie einträten. Denke man manchmal, ein bestimmtes Ereignis werde Jahrzehnte auf sich warten lassen, könne es ganz plötzlich und unerwartet Wirklichkeit werden. So werde es, meint Avnery, eines Tages auch dem israelisch-palästinensischen Frieden ergehen.

Avnery, einer der Gründer der israelischen Friedensbewegung, trat bereits für die Gründung von zwei Staaten ein, als die meisten die Existenz des palästinensischen Volkes in Abrede stellten – zum Beispiel die damalige Regierungschefin Golda Meir. Stets dachte und handelte er unkonventionell. So traf er sich 1982 als erster Israeli mit PLO-Chef Jassir Arafat im von Israel belagerten Beirut, was ihn beinahe

wegen Landesverrates ins Gefängnis gebracht hätte. Arafat galt damals als «feindlicher Agent», und Beirut war Feindesland. Doch der Staatsanwalt beschloss, «dass ich kein kriminelles Delikt begangen hatte».

Die Zwei-Staaten-Lösung («Ich bin stolz darauf, einer ihrer ersten Anhänger gewesen zu sein») hält Avnery nach wie vor für notwendig und machbar, obwohl mittlerweile 350 000 Siedler im Westjordanland leben. Dass dies einen Staat Palästina verhindern würde, hält er für eine «Legende». Denn es sei klar, dass die Grenze, die bis zum Sechstagekrieg von 1967 galt, neu gezogen werden müsse – «auch Arafat war damit einverstanden». Ein Landtausch wäre Teil der Lösung: Das Land, das dicht an der grünen Grenze liegt, würde zu Israel geschlagen, und die Palästinenser erhielten im Gegenzug gleichwertigen Bodenbesitz. Danach wären die meisten Siedlungen in Israel. Bloss 50 000 bis 70 000 Siedler, die tief im Westjordanland wohnen, müssten evakuiert werden – und das wäre kein Problem.

Ich erinnere Avnery daran, dass vor neun Jahren die Evakuierung von 5000 Siedlern aus dem Gazastreifen den Staat vor eine Kraftprobe gestellt hatte. Um wie viel schwieriger wäre es, zehn- oder vierzehnmal so viele Menschen aus ihren Häusern zu zwingen. «Das war eine Komödie», widerspricht er, die Siedler im Gazastreifen hätten so getan, als ob sie sich der Räumung mit Gewalt widersetzen, und hätten sich gelbe Judensterne an die Kleider geheftet, um Erinnerungen an die Nazizeit wachzurufen. Tatsache sei aber, dass niemand verwundet wurde oder gar ums Leben kam, und kein Soldat habe den Dienst verweigert, als er Siedler aus ihren Häusern im Gazastreifen vertreiben musste.

Unvorhersehbare Effekte
Optimist Avnery räumt ein, dass er im Volk derzeit keine Bereitschaft sehe, Teile des Westjordanlandes aufzugeben, um dort einen Staat Palästina zu ermöglichen. Mit jeder Rakete aus dem Gazastreifen und mit jedem Terroranschlag nehme die Bereitschaft weiter ab, sinke das Vertrauen in die Nachbarn weiter, versuche ich seinen Glauben an die Machbarkeit des Friedens zu erschüttern. Ja, räumt er ein, es sei derzeit schwieriger, Optimist zu sein, als auch schon. Aber diese Raketen seien bloss «eine vorübergehende Sache».

Dass Israel während Tagen unter den Raketen aus Gaza litt, habe zwar sehr viele Men-

schen wütend gemacht. Aber wenn die Leute in einem Jahr zurückblickten, könne die Aufarbeitung des Raketenkriegs zu Effekten führen, die heute nicht voraussehbar seien. Er sei sicher, dass sich Israel aus dem Gewirr befreien werde, in das es sich verstrickt habe. Voraussetzung dafür sei allerdings, dass sich das Bewusstsein des Volkes ändere. Mehr

zu schaffen als der Raketenhagel mache ihm die aufgeheizte Stimmung im Lande, und Sorgen bereite ihm der zunehmende Einfluss radikalrechter Gruppierungen.

Auch der Hinweis, dass die Friedensbewegung, deren wichtige Stütze er einst war, bis zur Bedeutungslosigkeit verkommen sei, vermag

seine Zuversicht keineswegs zu erschüttern. Ja, politisch sei die Friedensbewegung irrelevant geworden, sagt Avnery, es gebe seit Jahren keine linke Opposition. Aber, beeilt er sich hinzuzufügen, «es gibt eine andere Friedensbewegung, eine, die jeden Tag gegen die Besetzung kämpft, in kleinen Gruppen, ausserhalb des Parlaments». Diese habe zwar keine politische Macht – aber Dutzende von NGOs würden «wunderbare Arbeit leisten», jede in ihrer Nische. Er habe mehrmals versucht, eine vereinte Friedensbewegung auf die Beine zu stellen, doch dies sei ihm bisher nicht gelungen. Eines Tages aber, davon ist er überzeugt, werde es möglich sein. Er habe bereits einen Plan ausgearbeitet, und er warte darauf, dass eines Tages die richtige Person komme, die ihn umsetzen könne. Klar würde er es gerne selber machen, dazu sei er aber zu alt.

Wenn nötig ein Wunder

Avnery ist nicht religiös, und an Wunder glaubt er in der Regel nicht. Doch eine Ausnahme muss er offenbar machen, um Optimist bleiben zu können. Das neue Bewusstsein seiner Landsleute könnte durch eine Katastrophe eingeleitet werden oder aber durch eine überraschende, erfreuliche Erfahrung wie seinerzeit der Besuch des ägyptischen Präsidenten Anwar as-Sadat in Jerusalem im Jahr 1977. Das sei im Kern ein Wunder gewesen, meint er rückblickend.

Früher oder später müssten die beiden Völker, Israelis und Palästinenser, miteinander auskommen: «Vielleicht nach einem Krieg, vielleicht als Folge eines enorm starken Drucks.» In seinem nächsten Buch, dem dritten Band seiner Biografie, will er sich dem Wunder des Friedens widmen, «wenn es noch zu meinen Lebzeiten passiert». ○



«Feindlicher Agent»: Avnery mit Arafat, 1982.

Die Antwort auf das Kalifat

Der Westen wirkt machtlos gegenüber der Terrortruppe Isis. Doch er könnte durchaus etwas tun.

Ein Ratgeber von Kurt Pelda



Schwäche seiner Feinde: Isis-Chef al-Baghdadi.

Er lässt sich jetzt Kalif Ibrahim nennen, und seine Terrortruppe heisst nicht mehr «Isis», sondern «Islamischer Staat». Das Scheinkalifat des Psychopathen mit dem Übernamen Abu Bakr al-Baghdadi erstreckt sich inzwischen von der syrischen Provinz Aleppo bis tief in den Irak und bis kurz vor die Grenze mit Jordanien und Saudi-Arabien.

Die syrischen Erdölquellen hat er sich bereits einverleibt. Der selbsternannte Kalif verfügt damit über eine solide Finanzierung. Ableger breiten sich in Jordanien und im Libanon aus. Die Tentakel reichen aber noch viel weiter, bis auf die Sinai-Halbinsel und in den Osten Libyens. Und das ist nur der Anfang. Bald schon wird Ibrahims internationales Netzwerk Jagd machen können auf westliche Touristen, Diplomaten, Gastarbeiter und Entwicklungshelfer, zum Beispiel in Afrika oder im Mittleren Osten.

Anfängliche Anbiederung

Und dann sind da noch Saudi-Arabiens Ölquellen, die sich jetzt in Sichtweite des Pseudokalifats befinden. Will der Westen wirklich warten, bis die Terrortruppe wächst und noch gefährlicher wird? Bis der Krieg die eigene Haustür erreicht?

Dabei ist der Islamische Staat nicht unbesiegbar. Eine geschickte Mischung aus politischen, militärischen und nachrichtendienstlichen Mitteln könnte das Kalifat leicht als das

entlarven, was es (derzeit noch) ist: ein Kartenhaus. Feinde des Islamischen Staats und damit potenzielle Alliierte des Westens gibt es im Nahen Osten zuhauf. Gezielte Drohnenangriffe auf den Terrorstaat und dessen Exponenten könnten diesen Gruppierungen den Rücken stärken. Doch das genügt nicht: Man muss ihnen Waffen geben, um dem selbsternannten Kalifen den Garaus zu machen.

Die historischen Wurzeln des Islamischen Staats reichen in den Irak, doch stark wurde die Terrororganisation erst durch das Chaos in Syrien. Dort muss man ansetzen. Ibrahim alias Abu Bakr al-Baghdadi führt in Syrien Krieg gegen al-Qaida, gegen ein Sammelsurium an Rebellen, gegen die Kurden und – nur mit halber Kraft – gegen das Assad-Regime. Dass er das bisher überlebt hat, hängt einerseits von der Uneinigkeit und Schwäche seiner Feinde ab und andererseits von temporären Allianzen, die er mit Stämmen und rivalisierenden Kampfgruppen einging. Er nützte die Schwäche seiner Gegner aus, biederte sich anfänglich an, bis seine Männer dann genügend stark waren, um den jeweils schwächsten seiner Gegner auszuschalten. Das Fehlen einer gemeinsamen Front gegen den Islamischen Staat ist zugleich dessen grösste Stärke. Gäbe es zum Beispiel zeitgleiche Offensiven in Syrien und im Irak, dann wäre es um den Islamischen Staat schnell geschehen. Damit es dazu endlich kommt,

braucht es geschickte Diplomatie, Wührarbeit der Geheimdienste, Geld und Waffen.

Akutes Personalproblem

Mit 10 000 bis 15 000 Kämpfern ist das «Kalifat» ein Winzling unter den vielen Kampfgruppen in der Region. Die Terroristen haben ein Personalproblem, darum rühren sie die Werbetrommel, um weltweit Dschihadisten anzulocken. Deren Reiseroute verläuft über die Türkei nach Syrien. Die Alliierten müssen ihren Druck auf den Nato-Staat Türkei verstärken, um Kalif Ibrahim diesen Nachschubweg abzuschneiden. Ausserdem sollte der Westen die Gesetze gegen alle Helfer des Islamischen Staats und ähnlicher Terrorgruppen drakonisch verschärfen und seinen Geheimdiensten die Mittel geben, um die Dschihadisten und deren Sympathisanten auszuspähen und zu verfolgen – und zwar weltweit. Das könnte und sollte auch die Schweiz tun – je schneller, desto besser.

Wegen seiner Personalschwäche kann das Kalifat keinen Mehrfrontenkrieg führen. Statt die irakische Armee hochzurüsten, die inzwischen zum wichtigsten «Waffenlieferanten» der Terroristen geworden ist, sollte man deren kampferprobte Gegner mit Waffen und Munition versorgen. Allzu gross und allzu appetitlich ist die Auswahl nach drei Jahren des Abwartens und Zauderns allerdings nicht mehr: Es sind einmal die Kurden im Irak und in Syrien. Sie stellen ein Bollwerk gegen die Radikalislamisten dar, und im Irak könnten sie auch mit-helfen, die Verbündeten des Kalifen umzudrehen und die sunnitische Opposition zu spalten. Dann würden sich in Syrien vor allem Teile der Rebellenallianz Islamische Front als Empfänger von Waffenhilfe anbieten, allerdings unter Ausschluss der radikalen Gruppe Ahrar asch-Scham. Zusammen mit den Kurden trägt die Islamische Front derzeit die grösste Last im Abwehrkampf gegen die Terroristen. Wenn der Westen aber weiter zuwartet, dann droht diese Bastion zwischen der Terrorgruppe und dem Assad-Regime zermalmt zu werden.

Eine der Stärken des Pseudokalifats, seine Propagandamaschinerie im Internet, bietet zudem willkommene Angriffsflächen. Ein Grossteil der Internetverbindungen im Islamischen Staat läuft nämlich über Satellitenschüsseln der Marke Tooway, eine Tochter des französischen Satellitenbetreibers Eutelsat. Im Turiner Skypark kommt der Datenverkehr zusammen. Ein wichtiger Teil der antiterroristischen Spionage- und Aufklärungsarbeit kann also hier im Herzen Europas geleistet werden. ○

Zur Lage der Nation.

Die grosse Schweiz-Ausgabe
mit dem exklusiven Cover von Pipilotti Rist

Mit Beatrice Egli, Peter Bichsel,
Delia Mayer, Andreas Gross,
Thierry Carrel, Bertrand Piccard,
Mix & Remix, Lara Gut,
Thomas Jordan, Erich von Däniken,
Hazel Brugger, Jean-Claude Biver
u. v. a.

Erscheint
am 24. Juli



Einzelhefte oder Probe-Abo: Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/abo.

DIE  **WELTWOCHEN**

Nicht ohne meinen Sohn

Ein Drittel aller Väter verlieren nach der Trennung trotz geregelter Besuchsrechte den Kontakt zu ihren Kindern. Die wenigsten geben kampflos auf: So auch Ronnie S., der sich seit Jahren bemüht, seinem Sohn ein guter Vater zu sein. *Franziska K. Müller*

Ronnie S. geht einer geregelten Arbeit nach, bezahlt seine Steuern pünktlich und lebt in einer modernen Wohnung im Kanton St. Gallen. Seine Lebensaufgabe ist sein Sohn Jamie*. Täglich beschäftigt sich der Vater mit dem Zwölfjährigen. Der eintätowierte Schriftzug auf dem muskulösen Unterarm erinnert an das abwesende Kind wie auch abgespeicherte Handyaufnahmen, die den blondgelockten Jungen beim Fahrradfahren oder in den Ferien zeigen.

Mit Carlina F.*, der Mutter seines Sohnes, verbindet Ronnie S. wenig. «Wir waren nie ein Paar», sagt der heute Vierzigjährige. Nach der Geburt des Kindes stand für ihn dennoch fest, dass er sich um seinen Sohn kümmern will. Um ihn an den Wochenenden sehen zu können, limitierte er seine beruflichen Auslandsaufenthalte auf ein Minimum. Der Kontakt gestaltete sich dennoch von Anfang an schwierig, worauf sich der junge Vater zurückzog. Er vermisste sein Kind und war zudem besorgt, ob Carlina F. ihren elterlichen Pflichten nachkommt.

Seine Bemühungen, einen Neuanfang zu machen, stiessen bei der damaligen Sozialbehörde der Zürcher Gemeinde Wald auf wenig Begeisterung oder, wie es Ronnie S.s Anwalt Kai Burkart heute formuliert: «Die Behörde stellte sich dem Anliegen des Vaters, seinen Sohn sehen zu wollen, nun skeptisch und ablehnend gegenüber, und seine geäusserten Zweifel gegenüber der Kindsmutter sahen sie fälschlicherweise als blossen Versuch einer Diffamierung.» Carlina F. müsse nicht sanktioniert, sondern in ihren Problemen unterstützt werden, befand die zuständige Sozialbehörde.

Wochenenden bei «fremden Leuten»

Doch irgendwann konnte man die Augen vor den bald aktenkundigen Schwierigkeiten der Mutter nicht mehr verschliessen. Die Errichtung einer Beistandschaft erwies sich jedoch als weitgehend wirkungslos, und die Bemühungen des Vaters, das Sorgerecht sowie die Obhut für seinen Sohn zu erlangen, wurden ignoriert. 2006 – Jamie war inzwischen fünfjährig – wurde der jungen Mutter das elterliche Sorgerecht entzogen, doch das Kind lebte weiterhin bei ihr. Begründet wurde dieser Entscheid unter anderem mit dem Hinweis, Carlina F. leide in Abwesenheit ihres Sohnes unter Angstzuständen.

Ohne den Vater zu informieren, geschweige denn seine Meinung einzuholen, wurde Jamie zum gleichen Zeitpunkt ein Vormund zur Seite gestellt, der künftig das Kindeswohl vertrat und alle rechtlichen Entscheidungen im

Zusammenhang mit seiner Erziehung fällte. «Zuerst haben die Behörden den Vater nicht ernst genommen, danach nahmen sie ihn als unbequemen Querulanten wahr: Es wurde unterlassen und nie ernsthaft in Betracht gezogen, das Kind bei ihm unterzubringen», sagt Kai Burkart über einen Kampf, in dessen Verlauf Ronnie S., aber auch seine Eltern den Kontakt zum geliebten Sohn und Enkel ganz verlieren werden.

Der Vierzigjährige ist kein Einzelfall: Während in den USA die Hälfte aller Männer nach der Trennung den Kontakt zu ihren Kindern verlieren, wird dieser Anteil im deutschsprachigen Raum auf rund ein Drittel geschätzt. Der Generationenforscher Gerhard Amendt geht

Der eintätowierte Schriftzug auf dem muskulösen Unterarm erinnert an das abwesende Kind.

davon aus, dass die Väter die Beziehung zu den Kindern oft erst nach Kämpfen mit den Ex-Partnerinnen beenden. Der Kontaktabbruch geschehe also nicht aus einer Laune heraus, sondern habe in der Regel eine lange Vorgeschichte, die durch verschiedenste Konflikte belastet sei.

Die Rechtsmittel bei Intrigen und Verhinderungen sind auch in der Schweiz beschränkt: Verstösst ein Elternteil gegen die Besuchsregelung, kann eine Busse ausgesprochen werden; dabei handelt es sich erfahrungsgemäss um eine Sanktion, die bei den wenigsten Wirkung zeigt. Als drastischere Massnahme kann danach nur noch ein Besuchsvollzug beantragt

werden. In diesem Fall kommt es zu einem Polizeieinsatz, bei dem der Nachwuchs zum Vater befördert wird. «Diesen extremen Vorgang wollen die meisten Väter ihren Kindern ersparen», sagt der Psychotherapeut Felix Hof. In seiner bisherigen Tätigkeit als Vorsteher des Regionalen Beratungszentrums Rapperswil-Jona betreute er jeweils hundert Fälle aus dem Bereich «Sorgerechtsstreitigkeiten».

Hochgerechnet sind allein am Obersee rund 300 Kinder betroffen. «Die grosse Zunahme steht in Zusammenhang mit oft schnell stattfindenden Trennungen, deren Gründe und Konsequenzen erst im Anschluss verarbeitet werden, was zu erbitterten Kämpfen führt, die auf dem Rücken der Kinder stattfinden», sagt Hof. Besonders schwierig werde es, wenn der Wunsch nach einem Kontaktabbruch von den Kindern selbst ausgehe, was häufig der Fall sei: «Die Kinder wollen grundsätzlich beide Eltern sehen, geraten aber aufgrund von Streitigkeiten oder ungelösten Problemen zwischen Vater und Mutter in einen Loyalitätskonflikt.»

In der Schweiz müssen Kinder ab zwölf Jahren zudem vor Gericht angehört werden, das heisst, sie dürfen ab diesem Alter meist selbst bestimmen, wen sie sehen wollen und wen nicht. Da die elterliche Obhut – also die Erziehung, Ausbildung und die gesetzliche Vertretung des Kindes – auch bei geteiltem Sorgerecht fast immer bei den Müttern liege und die Kinder somit die meiste Zeit unter ihrem Dach lebten, sei klar, wer den Kürzeren ziehe, beobachtet Oliver Hunziker vom Verein «Verantwortungsvoll erziehende Väter und Mütter» (VeV). Zudem würden die Sozialbehörden im Zweifel fast immer zugunsten der Mütter entscheiden. Oliver Hunziker ist regelmässig mit ratlosen Vätern konfrontiert, die trotz geregelter Besuchsrechte nicht mehr weiterwissen und irgendwann aufgeben. «Mutmasslich wirft jeder dritte Vater die Flinte irgendwann ins Korn», sagt Felix Hof.

Auch im Fall von Ronnie S. erwiesen sich die Behörden nicht als Hilfe. Im März 2011 wurde der Mutter die schriftliche Weisung erteilt, sich umgehend beim Bezirksarzt einer Haaranalyse zu unterziehen und die Auswertung vorzulegen. Die Verweigerung dieses Drogentests hatte jedoch keinerlei Konsequenzen: drei Jahre lang nicht. In der Zwischenzeit verschlechterte sich der Kontakt zwischen Vater und Sohn. Ronnie S. glaubte, dass Carlina F. ihn endgültig als Gefahr sieht und ihren Sohn entsprechend negativ beeinflusst. Jamie, so bestätigt später ein angefordertes Gutachten,





«Die Kinder geraten in einen Loyalitätskonflikt»: Ronnie S. mit seinem Sohn, 2009.

leide unter einem Loyalitätskonflikt und glaube, seine Mutter beschützen zu müssen.

Ronnie S.s Versuche, mit dem Kind in Kontakt zu treten, liefen über dessen Vormund. 2013 riet ihm dieser ähnlich wie die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde (KESB), den Kontakt mit dem Jungen nicht zu forcieren und abzuwarten, bis eine Besserung eintrete. Diesen Ratschlag beherzigte der Vater, um den Jungen zu entlasten, wie er sagt. Diese Zurückhaltung wurde ihm später negativ ausgelegt. «Zuerst brechen Sie den Kontakt ab, und jetzt wollen Sie

Jamie wieder sehen», so lautete der Vorwurf eines Sozialarbeiters. Um den Gründen für die Ablehnung des Kindes auf die Spur zu gehen, regte der Vater nun eine Familientherapie an, die allerdings von behördlicher Seite organisiert werden muss. Ob, wann und wo ein solches Coaching stattfinden könnte, ist bis heute unklar. Der Ratschlag der KESB Hinwil an den Vater lautet, er solle zuerst selbst ein Coaching bei einem Therapeuten durchführen.

Gegenüber der Mutter wurde die Kindes- und Erwachsenenschutzbehörde erst wieder im

Frühling 2014 tätig, als eine anonyme Gefährdungsmeldung einging: Die Mutter schlafe während des Kochens ein, habe verschiedentlich Suizidabsichten geäußert und kümmere sich unter dem gelegentlichen Einfluss von Drogen nur unzureichend um den Knaben.

Nach unzähligen Versuchen des Vormundes, mit Carlina F. in Kontakt zu treten, stritt diese alles ab. Auf die Interventionen der KESB reagierte sie nicht, und den mehrmaligen Aufforderungen, einem Drogentest nachzukommen, verweigerte sie sich erneut. Die prekäre Situation endete schliesslich im Obhutsentzug, worauf Jamie in einem Schulheim untergebracht wurde. Bereits seit langen regte die Vormundschaftsbehörde die Prüfung an, ob Ronnie S. die Voraussetzungen zur Ausübung der elterlichen Obhut erfülle. Diese Abklärungen fanden nie statt, und sein eigener Antrag in dieser Sache liegt weiterhin unbehandelt beim Amt. Marta Friedrich, Präsidentin der KESB Hinwil, kommentiert den Fall nicht, fügt aber an, dass es auch mit intensiver Unterstützung, Begleitung und vielen Anordnungen nicht immer gelinge, eine zufriedenstellende Lösung zu finden – zumindest nicht für alle Beteiligten.

In der Zwischenzeit ist auch das mütterliche Besuchsrecht sistiert, und Jamie verbringt die Wochenenden bei «fremden Leuten», wie der Vater die Gast-Pflegefamilie nennt. Auf

Die Antwort kam postwendend: «Ich will nichts mehr mit Dir zu tun haben.»

Wunsch der Wohngruppenleiterin verzichtete Ronnie S. zuerst freiwillig auf sein Besuchsrecht, danach wurde er mit dem Vorwurf konfrontiert, anstatt Zeit mit seinem Sohn zu verbringen, habe er mit einem anderen Kind in einem Fotoalbum geblättert. Er sieht darin einen von vielen Versuchen, seine Position als kämpfender Vater zu schwächen.

In seiner Verzweiflung schreibt er Jamie einen Brief: «Was auch geschieht, ich bin immer für Dich da und werde Dich immer lieben.» Die Antwort des Zwölfjährigen kam postwendend: «Ich will nichts mehr mit Dir zu tun haben.» Der komplette Kontaktabbruch zu seinem Sohn macht Ronnie S. fassungslos, auch weil der Junge seinen Entscheid nicht begründet habe.

Was dem Vater bleibt, sind rund 200 amtliche Schreiben von Kinderschutzbehörden, Psychologen, Mediatoren, Sozialarbeitern und Anwälten. In Klarsichtmäppchen verpackt und alphabetisch abgelegt, füllen sie einen dicken roten Ordner mit dem Titel «Jamie 2001–2014»: Die Chronologie seines Kampfes ist für Ronnie S. auch der Beweis seiner väterlichen Liebe, den er seinem Sohn eines Tages vorlegen kann.

*Namen sind der Redaktion bekannt

«Wir müssen uns warm anziehen»

Das Schweizer Traditionsunternehmen V-Zug existiert seit über hundert Jahren. Der neue Chef, Dirk Hoffmann, über den Schritt auf den Weltmarkt, militärische Führung, die Vorteile eines KMU, die Masseneinwanderungsinitiative und den Erfolgshunger der Asiaten. *Von Florian Schwab und Sally Montana (Bild)*

Herr Hoffmann, es ist Freitagmorgen um neun Uhr hier am Hauptsitz der Verzinkelei Zug. Was haben Sie heute schon gemacht?

Ich war eine halbe Stunde joggen und bin um kurz nach sieben ins Büro gekommen. Hier habe ich zuerst etwas Post gemacht, kurz vor acht hatte ich eine Telefonkonferenz mit unserer australischen Gesellschaft, die eine gute Stunde gedauert hat.

Fitness und früh aufstehen, das klingt fast ein bisschen nach dem Klischee, das jeder moderne Manager bedienen muss.

Ganz ehrlich: Früh aufstehen ist nicht so mein Ding. Das habe ich mir erst in der Schweiz angewöhnt. Ich war zuvor eher ein Spät-Arbeiter. Da ich lange Jahre in Asien gearbeitet habe, hat sich das ergeben. Wenn Ihre Konzernzentrale in Europa erst aufwacht, wenn es in Asien schon Abend wird, verschiebt sich der Tagesablauf etwas.

Und der Sport?

Fitness ist mir wichtig. Ich mag den Sport, gehe wahnsinnig gern in die Berge. Früher war ich als Offizier in einer Gebirgsdivision der Bundeswehr auch beruflich häufig in den Bergen unterwegs.

Welchen Grad haben Sie in der Bundeswehr erreicht?

Meinen aktiven Dienst habe ich als Hauptmann beendet. Die Teilnahme an Wehrübungen musste ich dann mit dem Umzug ins Ausland einstellen.

Führen Sie auch in der Wirtschaft militärisch?

Von aussen sieht es im Militär ganz einfach aus. Alles scheint den Gesetzen von Befehl und Gehorsam zu folgen. Trotzdem läuft es in der Armee aber meines Erachtens noch stärker partizipativ ab als in der Wirtschaft. Zu meiner aktiven Zeit bestand in Deutschland noch die Wehrpflicht. Das bedeutet, dass die Mehrzahl der Leute nicht freiwillig da war. In einem eher extremen Umfeld wie einer Gebirgsdivision, wo Sie den Leuten abverlangen, sich täglich zu überwinden – auch körperlich –, hilft Ihnen Ihr Rang gar nichts. Wenn Sie auf Ihren Rang pochen, bekommen Sie nur Dienst nach Vorschrift.

Seit gut einem Jahr sind Sie Vorsitzender der Geschäftsleitung des Traditionsunternehmens V-Zug. Warum sind Sie in die Schweiz gekommen?

Ich bin seit über zwanzig Jahren in dieser Branche. Von Anfang an war es nicht mei-

ne Ambition, mein ganzes Berufsleben in einem Grosskonzern zu verbringen. Da läuft schon alles sehr strukturiert ab. Sie haben viele Abstimmungsprozesse. Mein Traum war es daher schon immer, ein KMU leiten zu können. Das Angebot von V-Zug war für mich wie ein Geschenk über Nacht.

Seit einem Jahr tragen Sie hier in Zug die Kapitänsmütze. Hält der Traum an?

Ja, ich arbeite jetzt in einer Firma, wo es deutlich familiärer, schneller, persönlicher und flexibler zugeht als im grossen Teil der Branche.

Wie war der Wechsel von Singapur nach Zug?

Zuerst erwartete ich, in eine Gesellschaft zu kommen, die aus gutem Grund stolz auf sich ist, aber gleichzeitig wohl nicht die offenste aller Gesellschaften. So weit mein Vorurteil. Dann kam die totale Überraschung. Ich bin in meinem ganzen Leben noch nie so warm und herzlich, menschlich aufgenommen worden von Mitarbeitern, Kollegen und auch Nachbarn.

Wie haben die Leute auf den deutschen Chef reagiert?

«Klein sein heisst, mit Komplexität besser umzugehen als die Grossen.»

Mit derselben Offenheit, auch für Veränderungen. Das Umfeld ist nicht: «Mal schauen, was der für Ideen hat», sondern es wird regelmässig an meine offene Tür geklopft: «Wir würden gerne ...» Das war für mich fantastisch. Mir geht es darum, vorhandene Stärken zu nutzen und Kräfte zu wecken. Die Leitfrage für jeden Mitarbeiter ist: «Wie würdet ihr es machen, wenn ihr der Unternehmer wärt?» Und tatsächlich arbeiten die meisten hier so, als ob es ihr eigenes Unternehmen wäre. Das ist der Geist von V-Zug. Wenn ein Produktionsmitarbeiter mit leuchtenden Augen nach Vollendung seines Werks vom Qualitätsprüfstand zurückkehrt: «Wieder null Fehler.» Das ist genial!

Welches ist Ihre grösste Herausforderung?

Die permanente Herausforderung besteht darin, das Gute zu bewahren und gleichzeitig Veränderungen herbeizuführen. Auch V-Zug muss sich den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen anpassen. Wer in der Schweiz produziert, ist per se weder der Grösste noch der Günstigste. Die Frage lau-

tet: Wie nutzen wir die Vorteile, klein zu sein? Hier Antworten zu finden und den Einzelnen mitzunehmen durch die Kraft der Überzeugung – das ist meine tägliche Herausforderung.

Und wie kann man als kleiner Schweizer Produzent langfristig erfolgreich bleiben?

Die Antwort hat viele Facetten. Weder gibt es ein Pauschalrezept, noch läuft es auf Knopfdruck. Sonst würde es jeder machen. Klein sein heisst, mit Komplexität besser umzugehen als die Grossen. Man muss seine schlanken Prozesse und kurzen Entscheidungswege in einen Wettbewerbsvorteil verwandeln. Beispielsweise noch schneller am Markt sein mit Entwicklungsprozessen und Innovationen als andere. Das gelingt uns schon. Dann: das intelligente Verknüpfen unserer komplexen Produktionsabläufe, damit wir gewisse Kosten nicht für jedes Produkt separat schultern müssen. Ein grosser Unterscheidungsfaktor ist auch unsere Kundennähe. Wenn man klein ist, ist man familiär und damit automatisch näher am Kunden und seinen Bedürfnissen.

Welchen Teil Ihres Umsatzes erwirtschaften Sie im Inland?

Aktuell sind es noch über neunzig Prozent. Wir sind ja noch nicht sehr lange international unterwegs.

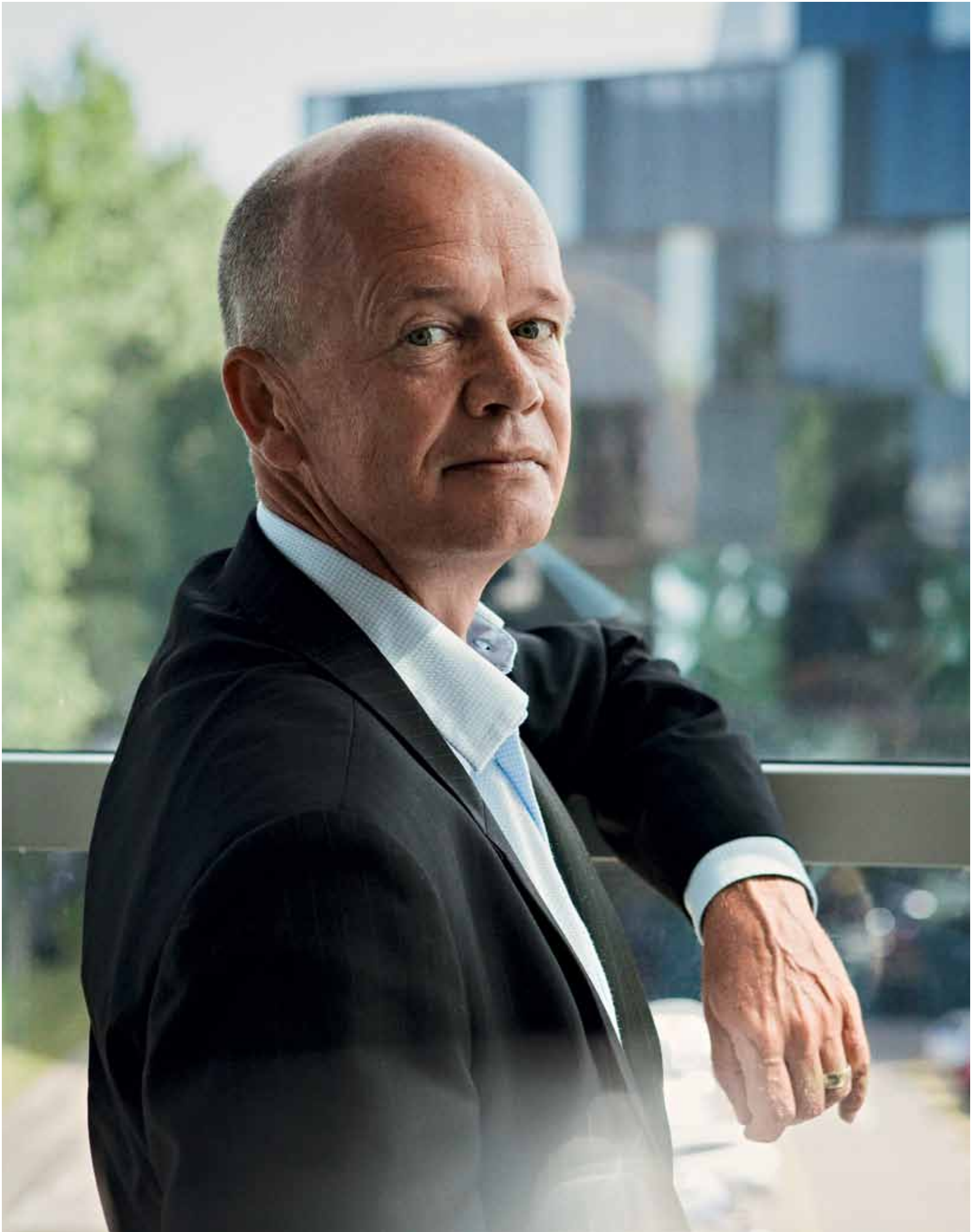
Sie haben früher auch Fabriken in China aufgebaut.

In China braucht es immer einen Deal mit den Behörden. Sie erwarten Investitionen und lassen dann sehr grosse Projekte zu. Es gibt einzelne Fabriken für Waschmaschinen, die stellen pro Jahr mehr als zwei Millionen Stück her.

Wie wollen Sie sich auf dem Weltmarkt profilieren?

Mit denselben Argumenten wie in der Schweiz. Wir wollen nicht einfach ein weiteres Backofenmodell auf den Markt werfen, sondern wir wollen dem Kunden mehr Leistung für den Preis anbieten. Dazu gehört neben dem eigentlichen Gerät auch ein exzellenter Service: Beratung vor dem Kauf, Begleitung während des Kaufs und Service nach dem Kauf. Auch hier kann Kleinsein ein Riesenvorteil sein. Ein solcher Service ist für unsere Produktpalette viel intensiver und einfacher als für die Palette eines Grosskonzerns.

Wo wollen Sie mit V-Zug hin? Weiterhin erfolgreich die Schweizer Nische bewirtschaften oder im Ausland expandieren? >>>



«Meine Frau ist meine Tankstelle»: V-Zug-Chef Hoffmann.

Beides. Das eine geht nicht ohne das andere. Auf jeden Fall müssen wir in Zug bleiben. In der Schweiz kauft man uns auch, weil wir ein Schweizer Hersteller sind. Als Schweizer Marktführer haben wir im Ausland einen beträchtlichen Vertrauensvorschuss, das ist ein Einstiegsticket für ausländische Aktivitäten. Das Wachstum im Ausland brauchen wir, damit unsere Kostenstruktur tragfähig bleibt.

Wo bauen Sie im Ausland Präsenz auf?

Sie finden uns nicht in siebzig oder achtzig Märkten, sondern in zehn oder zwanzig. Und auch dort selektiv: Wir gehen in Märkte, in denen bereits eine grosse Nachfrage für moderne Premiumküchen besteht oder in solche, die sich durch rege Bautätigkeit im Premiumsegment auszeichnen. Besonders interessant für uns sind die Märkte im Osten, von hier aus gesehen, also die Asien-Pazifik-Region, insbesondere China. In den sogenannten Megacities entstehen ganze Wolkenkratzer für luxuriöses Wohnen. Dort positionieren wir die Marke V-Zug mit dem oberen Ende unseres Produktspektrums für die Küche, das wir auch in der Schweiz anbieten.

Warum zahlen Kunden mehr für ein Produkt von V-Zug als für ein Konkurrenzprodukt?

Haushaltsgeräte sind Vertrauensprodukte. Die Käufer verlassen sich auf Material Echtheit, Robustheit und die Belastbarkeit der Komponenten. Wir beobachten täglich, dass Kunden wesentlich seltener bei uns anrufen und sich über Mängel beklagen als bei anderen Herstellern. Dies, obwohl unsere Kunden besonders sensibel sind, weil sie für das Produkt tiefer in die Tasche gegriffen haben als bei einem Standardprodukt. Unser Qualitätsversprechen halten wir. Das zeigt sich daran, dass wir gelegentlich auch zwanzig- oder dreissigjährige Geräte zur Reparatur bekommen.

Eine lange Lebensdauer ist nicht nur ein Vorteil: Man kauft sich dann nur alle paar Jahrzehnte ein Gerät.

Das ist das Dilemma von langlebigen Gebrauchsgütern wie einer Waschmaschine. Die nutzt man, solange sie funktioniert. Innovationen lösen hier nicht immer eine grössere Nachfrage aus, wie uns dies beim Dampfglätten gelungen ist. Im Gegensatz dazu hat in der Gesellschaft beim Kochen die Veränderungsbereitschaft zugenommen. Dieser Bereich ist emotionaler: Wir reisen und möchten neuentdeckte Zubereitungstechniken ausprobieren, oder unser Alltag verändert sich. Welcher Schweizer hätte vor zwanzig Jahren daheim Teriyaki zubereitet? Wir starten also mit einer einfachen Herdplatte mit Backofen und werden dann anspruchsvoller. Diesen emotionalen Aspekt betonen wir in unserer Zusammen-



V-Zug «Tempo»: Kleinwaschmaschine von 1949.

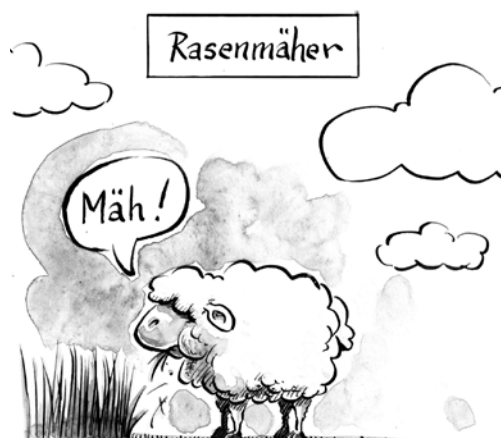
arbeit mit Spitzenköchen wie Andreas Caminada und Tanja Grandits. Unser vornehmstes Ziel ist es, über die ganze Lebenszeit die Verbindung mit dem Kunden zu behalten und seine neuen Bedürfnisse zu bedienen.

Sprechen wir über das Experiment der Energiewende, auf das sich die Schweiz und Deutschland eingelassen haben. Wie beurteilen Sie die politische Forcierung erneuerbarer Energien?

Als Privatmensch ist das genau meine Linie. Ich glaube, dass wir als Bürger dieser doch begrenzten Welt sehr viel sorgfältiger mit den Ressourcen umgehen müssen und jeder Einzelne seinen Beitrag dazu leisten kann. Ich besitze ein kleines Haus in Bayern, das energetisch komplett unabhängig ist, indem es seinen Strom mit Solarzellen selbst produziert.

Und als Unternehmensführer?

Meine Vorgänger bei V-Zug haben vorausschauend den Entschluss gefällt: Wir wollen immer einen Schritt weiter sein als



der Wettbewerb. Deswegen haben wir schon Trockner mit Wärmepumpen hergestellt, als andere noch darüber gesprochen haben. Man darf aber trotzdem nicht das Augenmass verlieren, sich nicht energetisch zu Tode optimieren wollen. Das zahlt dann der Kunde nicht, oder der Produktnutzen ist nicht mehr gegeben. Ich kann sehr viel Energie sparen, indem ich für einen Waschgang fünf Stunden brauche. Für den Kunden geht es aber nicht darum, einen Stromsparer zu kaufen, sondern ein leistungsfähiges Gerät. Hier darf auch die Regulierung nicht übersteuern.

In den USA findet eine Renaissance der billigen Energie statt dank Fracking und Schiefergas. Europa geht den teuren Weg. Kann das gutgehen?

In meiner Wahrnehmung ist der ökologische Aspekt entscheidend, und da hat Fracking sehr negative Auswirkungen. Zudem ist es das Spiel auf Zeit mit natürlich begrenzten Ressourcen. Da begrüsse ich die Richtung, die die Schweiz und Europa einschlagen.

Woher soll in Zukunft die Energie, woher soll der Strom kommen?

Wie der optimale Mix aussieht, kann ich nicht sagen. V-Zug ist ökologisch vorbildlich unterwegs. Wir setzen schon in der Produktion ganz auf erneuerbare Energien und haben einen Vertrag mit den Wasserwerken Zug, von denen wir Strom aus Wasserkraft beziehen. Zudem decken wir einen erheblichen Teil unseres Energiebedarfs über die aktiven Glaswände unseres Gebäudes und über Fotovoltaik auf dem Dach.

Der Schweizer Wirtschaftsminister fordert Massnahmen gegen den Fachkräftemangel. Spüren Sie diesen hier in Zug?

Noch finden wir die Leute, die wir brauchen. Wir haben ein gutes Image als Arbeitgeber. Man geht gerne zur V-Zug. Sich im *war for talents* zu behaupten, wird aber für kein Schweizer Unternehmen einfacher.

Verschärft das Ja zur Masseneinwanderungsinitiative das Problem?

Das mag seine Spuren hinterlassen. Aber die Schweiz wird ja auch in Zukunft nicht ganz auf auswärtige Fachkräfte verzichten wollen. Für spezialisiertes Wissen ist das meines Erachtens unproblematisch. In sehr personalintensiven Branchen wie der Gastronomie sieht es vermutlich anders aus.

Im Nachgang zum 9. Februar und zur Minder-Initiative diagnostizieren viele Wirtschaftsleute einen Verlust an Vertrauen in die politischen Institutionen der Schweiz.

Es steht mir als Deutscher nicht zu, einzelne Volksabstimmungen zu kommentieren. Aber ich bewundere das direktdemokratische System an und für sich und mit welcher Präzision es die Schweiz meistens schafft, die richtigen Lösungen zu finden.

Das ist schon ziemlich beispielhaft auf der Welt.

Worin unterscheidet sich das Arbeiten in Europa und in Asien?

Wir Europäer müssen uns warm anziehen. Meine Asien-Erfahrung sagt mir, dass dort jeder hungrig auf Erfolg und mehr Einkommen ist und entschlossen, in der Welt etwas zu bewegen. Das finden Sie in sämtlichen Bereichen. Von der Politik, die das unterstützt, bis hin zum persönlichen Engagement. Asiaten geben die Hälfte ihres Einkommens für die Ausbildung der Kinder aus. Kein Vergleich zu Europa.

Wie überwinden wir unsere Wohlstandssattheit?

Das Einzige, was man ändern kann, ist sich selbst. Ich kann jedem nur empfehlen, sich mit der Welt zu beschäftigen. Genauso, wie man vom Glaskasten aus kein Unternehmen führen kann, kann man auch nicht global erfolgreich sein, wenn man nur in einem Land sitzt. Man sollte nicht nur Urlaub machen, sondern richtig in andere Kulturen hineingehen, wenn möglich auch dort leben. Ich selbst hatte diese Möglichkeit, und ich möchte das nicht missen. Das öffnet die Augen. Und es macht ja auch Spass.

Welches ist Ihre eindrücklichste Auslandserfahrung?

Als ich in Afrika für eine Fabrik zuständig war, war plötzlich der Lagerchef über Nacht verschwunden. In Sorge um ihn liessen wir ihn polizeilich suchen, ohne Erfolg. Fünfzehn Monate später stand er wieder vor der Tür und wollte seinen Job machen. Ich habe ihn gefragt, wie er darauf komme, dass er einfach kommen und gehen könne. Er gab mir zur Antwort, er sei in der Zwischenzeit in Malawi gewesen, habe seine Felder bestellt, zwei Kinder gezeugt und sein Haus in Ordnung gebracht. Jetzt brauche er wieder Geld. Wir haben ihn dann wieder angestellt, weil es ein guter Mann war. Er hat mich gelehrt, dass er arbeitet, um zu leben, und nicht umgekehrt.

Wie handhaben Sie Ihre Work-Life-Balance?

Wo reservieren Sie sich private Inseln?

Mein Rückhalt ist meine Frau. Ich bewundere sie schon deshalb, weil sie seit 28 Jahren mit mir verheiratet ist. Sie ist meine Tankstelle. Wichtig ist mir die Zeit zu zweit. Ich plane Termine sehr genau, auch im Privaten. Zudem ist es wahnsinnig schwer, mich im Urlaub zu erreichen. Ich bin dann einfach weg. Das geht natürlich nur, wenn dann nichts stehenbleibt. Meine Philosophie ist es, ersetzbar zu bleiben und das Wissen im Unternehmen zu halten. Das ist ein Blitzschutzsystem.

Die Politik will die Teilzeitarbeit auch in Führungspositionen erleichtern. Ein

Unternehmen in Teilzeit führen – geht das überhaupt?

Seien wir realistisch: Ein Unternehmen leiten Sie nicht mit neunzig oder hundert Stellenprozenten. Leistungsorientierte Mitarbeiter bleiben bei hundert Prozent eh nicht stehen. Aus neunzig Prozent auf dem Papier werden in der Praxis dreistellige Leistungsprozente. Man muss als Unternehmen gesprächsbereit sein und auf private Bedürfnisse eingehen. Aber das sind individuell Lösungen und keine Reglemente, Gesetze oder Vorschriften.

Wo verbringen Sie Ihre Sommerferien?

Am Ende des Monats gehe ich eine Woche nach Bayern, Ende September mache ich dann mit Freunden eine Hochgebirgstour. Meine ehemaligen Militärkameraden wollen mich immer wieder davon überzeugen, dass ich besser bei den Gebirgsjägern geblieben wäre, indem sie mich an die Grenze meiner körperlichen Belastungsfähigkeit führen.

Dirk Hoffmann ist seit September 2013 CEO der V-Zug AG. Er kam von BSH Bosch und Siemens Hausgeräte GmbH, zuvor war er bei Bosch/Siemens als CEO für die Regionen Asia Pacific/India verantwortlich. Hoffmann hat einen Ingenieurabschluss der Universität der Bundeswehr in München. Für herausragende Leistungen im Bereich Geschäftsmodellinnovationen und Nachhaltigkeit verlieh ihm die University of the Visayas, Philippinen, den Titel honoris causa.

Hören Sie auf, das zu lesen. Jetzt sofort. Was? Sie sind immer noch hier? Blättern Sie schon um! Das ist nur Werbung. Daran ist wieder mal dieses Bild schuld. Immer das Gleiche: „Oh, was ist denn das?“, denken sich die Leute. Und schauen mir dann auf den Text. Die wenigsten sind so höflich – und blättern weiter, wenn sie verstanden haben, worum es geht. Die meisten suchen mich nach irgendwelchen Informationen ab. Das vermissen Sie wohl an diesen Internetbannern. Die haben es gut, die schaut niemand konzentriert an. Und wenn doch, ist eine Ablenkung nie weit: ein neues Mail, ein anderes Pop-Up. Aber etwas Gedrucktem widmen die Menschen ihre volle Aufmerksamkeit. Und lesen mich. Aber wissen Sie was? Es hat gut getan, das alles mal loszuwerden. Danke. Eigentlich gar nicht so schlecht, diese volle Aufmerksamkeit.



**DAS KANN NUR
EIN INSERAT.**

Alle Informationen in aller Ruhe – Das kann nur ein Inserat.

Dieses Inserat macht Werbung für Werbung in Zeitungen und Zeitschriften. Der Verband SCHWEIZER MEDIEN schreibt dazu jedes Jahr einen Wettbewerb für junge Kreative aus. Dabei siegte auch diese Arbeit – kreiert wurde sie von Luca Schneider und Yannick Schaller, Havas Worldwide Zürich.
www.das-kann-nur-ein-inserat.ch



SCHWEIZER MEDIEN
MÉDIAS SUISSES | STAMPA SVIZZERA | SWISS MEDIA



Irisierende Erotik: Selbstporträt von Frida Kahlo.



Frida forever

Von Daniele Muscionico

Man sagt, dass sie die «Malerin der Schmerzen» sei. Man behauptet, dass nur zwei Körperteile Frida Kahlo in ihrem kurzen Leben nicht im Stich gelassen hätten: ihre talentierten Hände und ihr eigensinniger Kopf. Alles andere – eine offene Wunde. Kinderlähmung, ein Busunfall als junge Frau – eine Metallstange durchbohrt sie wortwörtlich – unzählige Operationen, Jahre im Gipskorsett. Frida Kahlo ist Patientin, solange sie lebt. Ein Leben unter Qualen, erträglich nur mit Drogen und Alkohol.

Das beschrieb Frida Kahlo in ihren Bildern, die vielleicht zu den besten gegenständlichen Werken des zwanzigsten Jahrhunderts zählen. Sicher aber zu den populärsten: «Selbstbildnis mit Dornenhalsband» (1940), «Die gebrochene Säule» (1944) und «Der verletzte Hirsch» (1946) sind Teil eines metakontinentalen Kulturerbes. Denn Frida war durch ihre Vorfahren ebenso Deutsche, wie sie Mexikanerin war – eine Kämpferin, wenn auch keine Überlebende.

Vieles sagte man damals über Frida Kahlo, die Erlöserprophetin und Künstlerin. Diese mexikanische Mona Lisa, Kultfigur, Rätselschöne. Vieles sagt man noch immer, zum Beispiel, dass ihr Ehemann, der Künstler und Kommunist Diego Rivera, dem sie auch durch Affären und Amouren die Untreue hielt, heute bloss durch sie noch im Bewusstsein der Kunstwelt sei.

Vieles sagt man heute, und noch mehr sagte man damals über sie, und womöglich ist bloss die Hälfte davon wahr. Die historische Frida ist von der mythischen nicht mehr zu trennen. Wahr und keine Legende ist: Nicht nur der 13. Juli, der 60. Todestag von Frida Kahlo, war ein Gedenktag für jede, die sich Feministin nennt. Jeder Tag soll ein Gedenktag für Frida sein: Im Geist sind wir alle Mitglied im Fanclub «Los Fridos», der sich schon in ihren jungen Jahren um sie geschart hatte, angezogen wie Motten vom Licht durch ihre Anmut und ihre irisierende Erotik.

Frida lebt weiter, in ihren Bildern, durch ihre Verehrer und Verehrerinnen, die noch heute zu ihrem Wohnhaus und Atelier in Coyoacán pilgern. Frida hat eine «Fridomanie» begründet. Es ist heute nicht anders als damals, als in den vierziger Jahren Leo Trotzki ihr Liebhaber war oder ein blutjunger deutscher Flüchtling, der später einer der wichtigsten Kunsthändler Europas werden würde: Heinz Berggruen. Frida, eine Frau mit Geschmack, in jeder und noch in der übelsten Lebenslage.

Frida Kahlo. Retrospektive. Prestel. 255 S., Fr. 28.90

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 2 (2) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (3) **Donna Leon:** Das goldene Ei (*Diogenes*)
- 4 (–) **Claude Cueni:** Script Avenue (*Wörterseh*)
- 5 (7) **Michael Robotham:** Erlöse mich (*Goldmann*)
- 6 (5) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 7 (6) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 8 (9) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene Maria (*Diogenes*)
- 9 (8) **Martin Walker:** Reiner Wein (*Diogenes*)
- 10 (10) **Blanca Imboden:** Anna & Otto (*Wörterseh*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 3 (3) **Colleen Dorsey:** Rubberband Schmuck (*Scorpio*)
- 4 (4) **Peter Sloterdijk:** Die schrecklichen Kinder der Neuzeit (*Suhrkamp*)
- 5 (6) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 6 (5) **Philipp Abt; Beat Straubhaar:** Hanspeter Latour – «Das isch doch e Gränni» (*Weber*)
- 7 (–) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (*Orell Füssli*)
- 8 (7) **Fritz Hegi:** Mit Wander-Fritz durch die Schweiz (*Weltbild*)
- 9 (9) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 10 (8) **Wolfram Meister:** Zürich geht aus! 2014/15 (*Gourmedia*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Grossverdiener

Der neue Intendant der Mailänder Scala, Alexander Pereira, hat den abgesetzten Intendanten des Wiener Burgtheaters, Matthias Hartmann, für eine Regiearbeit verpflichtet. Dass man einer gestrauchelten Person wieder eine Chance gibt, kommt nicht bei allen gut an. «Grossverdiener unter sich», twitterte verächtlich NZZ-Theaterkritikerin Barbara Villiger-Heilig. Schon als Matthias Hartmann am Schauspielhaus Zürich war, stiess er in der Kulturszene auf viel Ablehnung – weil er einen Sportwagen fuhr und in einer Villa am See wohnte. Ganz anders die Lieblinge der Szene, Christoph Marthaler oder Barbara Frey. Sie sind dem «Grossverdiener»-Vorwurf nie ausgesetzt. Zwar verdienen sie ähnlich viel, geben sich dabei aber betont kapitalismuskritisch. (rb)

Philosophie

Als wären wir alle Unterdrückte

Peter Sloterdijk steht unter Beschuss. Weil er sich weigert, den Menschen als hilfsbedürftiges Wesen zu betrachten. Von René Scheu

Der akademischen Welt sind seine Schriften für gewöhnlich zu wolzig, unter Feuilletonisten gilt er als überpointiert formulierender Provokateur. Die Vertreter beider Zünfte würden ihn am liebsten meiden und reden doch dauernd von ihm: Peter Sloterdijk. Der deutsche Philosoph und Rektor der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe gehört mittlerweile zum intellektuellen Establishment, so sehr er sich auch dagegen sträubt. Seit der Veröffentlichung seines ersten Bestsellers, «Kritik der zynischen Vernunft», im Jahre 1983 wird beinahe jedes seiner neuen Werke in den Medien wie ein kleines Ereignis abgefeiert, Buh-, Stör- und Mahnrufe eingerechnet.

Zu seinem 67. Geburtstag, den er am 26. Juni in Zürich feierte, hat sich Sloterdijk gleich selbst mit einem neuen Opus beschenkt. Es verfügt über den stolzen Umfang von 500 Seiten, trägt den spitzen Titel «Die schrecklichen Kinder der Neuzeit» und atmet jenen Altersradikalismus, der wie ein guter Wein lange reifen musste. «Die schrecklichen Kinder» ist der Name, den Sloterdijk den Bewohnern der modernen Wohlstandsgesellschaften aufs Auge drückt. Damit sind wir alle gemeint, also jene «neu-labilen Subjekte», die von sich behaupten, sie seien die grössten Individualisten aller Zeiten – und die dennoch stets davon ausgehen, dass es am Ende einen anonymen Dritten gibt, der sie auffängt, sollten ihre ambitionösen Lebensprojekte misslingen. Die modernen Individualisten sagen sich insgeheim in der Art des Werbe-Neusprech: «Die Freiheit nehme ich mir; meine Ambitionen sind es, die zählen, und was kümmern mich schon Folgen und Kosten meiner freien Entscheidung?»

Neid und Missgunst

Seit zehn Jahren arbeitet Sloterdijk beharrlich am Projekt seiner neuen Anthropologie oder, wie er es nennt: einer «Psychopolitik». Es geht ihm darum, dem herrschenden Lamento über die menschliche Niedertracht ein Selbstverständnis des Menschen entgegenzusetzen, der in sich neu die Tugend des Gebens entdeckt. Die Frage, die philosophisch, allzu philosophisch daherkommt, hat in Wahrheit eine äusserst praktische Dimension: So wie der Mensch sich selbst versteht, so ist er auch. Der Mensch, dieses «nicht festgestellte Tier» (Nietzsche), verfügt über selbstformende Kräfte, deren Bedeutung er laufend unterschätzt. Man gibt in einem schwachen Augenblick zu, dass man ein armes Schwein ist, und schon gebärdet man sich wie ein Untertan. Wer sich hingegen probe-

weise als stolzes Wesen versteht, fühlt sich so gleich besser und tritt als verantwortungsbewusster Citoyen in Erscheinung. Was die Bewohner der westlichen Komfortzone nach Sloterdijk brauchen, ist eine neue Erzählung, in der sich die Menschen wechselseitig in ihrem stolzhafte Erregungszentrum ansprechen statt aufeinander herabzusehen. Oder einfacher: Wo Neid und Missgunst waren, müssen Stolz und Selbstachtung werden.

Sloterdijk inszeniert sich in seinen Büchern gerne als Zeitreisender, der die Kulturgeschichte der letzten 2000 Jahre souverän überblickt

Die modernen Grossgesellschaften waren nie reicher, fairer und – ja! – egalitärer als heute.

und verwundert auf die Widersprüche der Verwöhnungskultur der gegenwärtigen Wohlstandsgesellschaften blickt: So viel materielles Wohlbefinden, so viel Gesundheit, so langes Leben, so viel Partizipation, so viele Lebenschancen waren noch nie in der Geschichte der Menschheit; zugleich war aber auch noch nie so viel Lamentieren, so allgegenwärtige Abstiegsängste, ein solches paranoides Sichzurückgesetztfühlen, kurz, so viel Unzufriedenheit. Frei nach Sloterdijk: Die Schere zwischen statistischem Wohlstand und gefühltem Unwohlsein öffnet sich immer weiter. Warum nur?

Semi-Sozialismus in Europa

Die Kinder der Gegenwart verkennen ihre eigenen Lebensverhältnisse systematisch, die Beschreibungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit haben sich von dieser längst gelöst und führen ein Eigenleben. Ständig ist in Europa von Armut die Rede, die mit immer neuen Statistiken unterfüttert wird (mittlerweile gilt als arm, wer weniger als sechzig Prozent des Medianeinkommens verdient, was zum paradoxen Befund führt: die Armut steigt proportional mit dem Reichtum einer Gesellschaft); und dies, obwohl nach Sloterdijk das «Elementarereignis im 20. Jahrhundert» genau in der «Aufhebung der materiellen Massenarmut in der Ersten Welt» dank technischem Fortschritt besteht. Der gesellschaftliche Diskurs dreht sich unaufhörlich um Benachteiligungen und Diskriminierungen, obwohl die modernen Grossgesellschaften nie reicher, fairer und – ja! – egalitärer waren als heute.

Nicht nur die Staatseinnahmen, auch die Umverteilungsströme haben historische Aus-



So viel war noch nie: Denker Sloterdijk.

masse erreicht und die gesellschaftliche Liberalität, heute weitherum geteilt, wäre noch vor wenigen Jahrzehnten so nicht denkbar gewesen – trotzdem fühlen sich immer mehr Menschen als Vertreter von Minderheiten, die unter akuter Zurücksetzung leiden.

Ähnliche Verzerrungen zeigen sich auch in Bezug auf die herrschenden wirtschaftlichen Verfassungen. Während die meisten Medien die real existierende Ordnung wahlweise als Raubtier- oder Turbokapitalismus beschreiben, spricht Sloterdijk aus, was sich selbst Unternehmer nur mehr hinter vorgehaltener Hand zuzufüstern wagen: Wir leben in Mitteleuropa im «steuerstaatlich zugreifenden Semi-Sozialismus auf eigentumswirtschaftlicher Grundlage». Dabei hat der Philosoph die Fakten auf seiner Seite und nennt mit gespielter Nüchternheit die immergleiche Zahl: fünfzig. Fünfzig Prozent und mehr beträgt die Zwangsabgabenquote in den Wohlfahrtsstaaten dies- und jenseits des Atlantiks. Bei einer Quote von hundert Prozent leben wir im vollendeten Sozialismus, bei einer Quote von null Prozent im vollendeten Kapitalismus, bei einer Quote von fünfzig Prozent im Semi-Sozialismus.

Bleibt die Frage: Warum erntet, wer dies in philosophischer Klarheit schreibt, so viel Empörung, Spott und Häme seitens der Vertreter aller Parteien des herrschenden Sozialdemokratismus? Weil Sloterdijk sich weigert, zu schreiben, der Mensch sei ein hilfsbedürftiges Wesen, das an seiner eigenen Inkompetenz verzweifelt; weil er sich weigert, Verwöhnung mit besorgter Miene in Bedürftigkeit umzuwandeln; weil er sich weigert, soziale Unterschiede pauschal in Diskriminierungen zu verwandeln; weil er sich weigert, den Staat – den anonymen Dritten – zum universalen Problemlöser zu verklären, kurz, weil er sich weigert, Bullshit zu erzählen.

Der Stolz ist gewichen

Die eben genannten Wahrnehmungsverzerrungen sind typisch für Gesellschaften der Gegenwart mit einem hohen – und ohne Zweifel erst mal erfreulichen – Grad an Individualisierung. Privilegien und Erbschaften bei anderen gelten gerade in angeblichen Leistungsgesellschaften als Bestechungen durch Natur und Familie, die Übernahme eines Bestands an Vermögens-, Kompetenz- und Statuswerten kommt fast schon dem Eingeständnis einer persönlichen Niederlage gleich: denn jeder muss es aus eigenen Stücken schaffen können! Freiheit bedeutet in der Moderne: Abstammungsfreiheit. Das voraussetzungslose Leben gilt als neues Ideal, das aber leider nur rhetorisch alle teilen. Denn sind die physischen Schlachten geschlagen, werden nun die emotionalen Kriege ausgefochten: Jeder vergleicht sich plötzlich mit jedem, auch und gerade nach oben, wobei es längst nicht alle aushalten, mit dem Resultat des Vergleichs zu leben. «Die mo-



Uneingelöstes Versprechen: Französische Revolution.

derne Welt», hat Sloterdijk mir gegenüber einmal in einem Interview zu Protokoll gegeben, «ist die Welt des entfesselten Direktvergleichs.»

Wer im Vergleich schlecht wegkommt, ist geneigt, die Schuld am Zurückbleiben hinter den eigenen Ambitionen den anderen in die Schuhe zu schieben – sie waren es, die mich an meiner Selbstverwirklichung gehindert haben! Auf Ambition folgt Reklamation. Der Hyperindividualist fragt sich im Stillen: Wenn der andere es zu mehr Einkommen, Kompetenz oder Status bringt als ich, hat er dann diesen Erfolg letztlich nicht einem unverdienten Vorteil zu verdanken? Und sollte er einfach Glück gehabt haben – ist die Fortuna nicht unfair, da sie Leute, unbesehen ihrer echten Verdienste, belohnt?

Und genau hier – so eine Hauptpunkte von Sloterdijks neuem Buch – schlägt der Hyperindividualismus in gleichmacherischen Egalitarismus um, der Stolz in Neid, die Orientierung an der eigenen Leistung in die Benachteiligung der anderen. Die anonyme Grossgesellschaft

muss die Privilegierungen beseitigen, denn Auszeichnungen der anderen sind Raub an meinen eigenen Lebenschancen. Und so kommt es eben, dass in den im Schnitt reichsten und egalitärsten Grossgesellschaften aller Zeiten – den mitteleuropäischen der Gegenwart – die Menschen so reden, als wären sie alle unterdrückte Vertreter des Bauernstandes im Ancien Régime.

Bis zum Bürgerkrieg

In seinem neuen Buch teilt Sloterdijk schematisch in die Zeit vor und nach der Französischen Revolution ein, die er den «Hiatus» nennt. Die Revolution bedeutet für ihn das bis heute uneingelöste Versprechen, dass jeder die Option be- und ergreift, sich in den Adelsstand zu erheben – nicht nur materiell, was, wie gesehen, in grossen Teilen der Wohlstandswelt längst geschehen ist, sondern auch mental, was angesichts der allgemeinen Erregbarkeit die wichtigste zivilisatorische Aufgabe bleibt. Sloterdijk formuliert in diesem Zuge einen Satz – er nennt ihn den «zivilisationsdynamischen Hauptsatz» –, der es in sich hat: «Im Weltprozess nach dem Hiatus werden ständig mehr Energien freigesetzt, als unter Formen überlieferungsfähiger Zivilisierung gebunden werden können.» Seine alarmistische Botschaft: Schaffen es die Kinder der Gegenwart nicht, sich in modernen Nationen mit Achtung, Anstand und Stolz zu begegnen, ist alles möglich – bis hin zu chaotischen und bürgerkriegsähnlichen Zuständen.

Sloterdijk spielt also ganz genüsslich mit kulturpessimistischen Untertönen. Auch wenn die mehr angedeuteten als ausformulierten Aussichten vielleicht etwas gar düster daherkommen – er weist auf einen bedenkenswerten Punkt hin: Insofern, als die Nachfolger der Französischen Revolution die unbegründete Hierar-





Allgegenwärtige Abstiegsängste.

chie des Ancien Régime mit der Unbegründetheit jedweder Hierarchie in eins setzten, ist die Revolution gründlich misslungen. Wer sich um Vortrefflichkeit bemüht und dies offen bekennt, gilt seither als elitär und ist zum Abschuss freigegeben. Es braucht mithin eine zweite Revolution, die die erste vollendet – und aus den verwöhnten Menschen souveräne Bürger macht statt Leistungsempfänger, die wie Adelige über Leistungsträger die Nase rümpfen. Und genau das scheint nun Sloterdijks Projekt zu sein.

Sloterdijk spielt ganz genüsslich mit kulturpessimistischen Untertönen.

Im Leben nach dem Hiatus ist, wie Marx treffend formulierte, alles «Ständische» und «Stehende» verdampft. Legitimität lässt sich allein über Leistung und Erfolg herstellen – auf Zeit, also provisorisch, nämlich bis zum nächsten Erfolg. Die Welt ist dadurch reicher, schneller, auch erregbarer und unberechenbarer geworden. Die Entwicklung hat ungeheure Energien freigesetzt, die in tausend Unternehmungen und Erfindungen investiert wurden, die unser Leben in ungeahntem Masse verbessert und bereichert haben. Ein Teil der Energie jedoch flottiert frei herum – und wartet auf die Einbindung in positive Erzählungen, wenn er nicht in herabsetzende Projekte des Ressentiments und Hasses fließen soll.

Sloterdijk liefert eine plausible Erzählung, die, maximal verdichtet, etwa so lautet: Der Mensch ist nicht nur einer, der gerne nimmt, was er gerade bekommt, sondern auch und vor allem einer, der gerne gibt, weil er dadurch seine Selbstachtung steigert; er ist nicht nur

einer, der sich für eigene Misserfolge an anderen rächt, sondern auch und vor allem einer, der sich an anderen aufrichtet und die Erfolgreichen imitiert in der sich selbst beflügelnden Aussicht, dass er ein gelingendes Leben zu führen vermag. Was die Zyniker und Miserabilisten noch so gerne als Ideologie brandmarken, ist nach Sloterdijk die vornehmste Aufgabe der Philosophie auf der Höhe der Zeit: dem politischen Erniedrigungsegalitarismus entgegenzutreten, den Menschen als Wesen mit stolzhafte Regungen neu zu beschreiben – und damit die Bürger in Demokratien in Selbstverbesserungsspiele zu involvieren.

Mindestens noch hundert Jahre

Der deutsche Denker nennt dies selbst die «thymotische Wende der Ethik» (von Altgriechisch *thymos*, Mut bzw. Stolz). Hierfür taugt kein kollektiver Zwang, sondern bloss Nachahmung und Lernen auf der Grundlage freiwilligen Engagements. Der Mensch ist kein armes Schwein, solange er keines sein will. «Fast nie hat man begriffen», schreibt Sloterdijk in einer der lange nachhallenden Passagen seines neuen Buchs, «dass <Gleichheit> in kulturdynamischer Hinsicht nur als aristokratische und meritokratische Kategorie Sinn ergibt: Jede und jeder sollen das Recht haben, zu den Besten zu gehören. Gleichheit besagt, dass keinem Menschen je das Privileg abgesprochen werden darf, sich selbst und die Mitwelt durch generöse Gesten zu überraschen.» Bis diese wichtige sloterdijksche Nachricht aber bei ihren Adressaten ankommt, dürfte es wohl – ganz optimistisch – noch hundert Jahre dauern. Mindestens.

René Scheu ist promovierter Philosoph und Herausgeber des liberalen Autoren- und Debattenmagazins *Schweizer Monat*. www.schweizermonat.ch

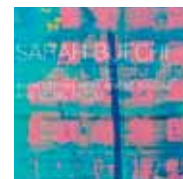
Jazz

Aus vielen Quellen gespiesene neue Stimme

Von Peter Rüedi

Die Vorstellung, der Künstler falle als Originalgenie fertig vom Himmel, gehört ins Reich der Mythologie. Voraussetzungslos ist auch das Werk eines Genies nicht, das Goethe doch unzweifelhaft war. Er selbst wusste auch dies, als er im Mai 1825 zu Eckermann sagte: «Wenn ich sagen könnte, was ich alles grossen Vorgängern und Mitlebern schuldig bin, so bliebe nicht viel übrig.» So lassen sich auch im Gesang von Sarah Buechi, zwar (noch) kein Genie, immerhin aber die erstaunlichste Schweizer Stimmkünstlerin der letzten Jahre, viele Einflüsse erkennen, sozusagen die Jahrringe ihres Wachstums. Im Kanton Glarus aufgewachsen, von Lauren Newton und Susanne Abbuehl ausgebildet, verbrachte sie längere Zeit in Indien, aber auch in New York, wurde von Steve Coleman auf das afrikanische Prinzip sich überlagernder rhythmischer Patterns aufmerksam gemacht und liess sich dies gleich an der Quelle in Ghana erklären. Ihr instrumentaler Gesang hat sich dennoch eine Expressivität bewahrt, der noch das frühe Vorbild von Janis Joplin anzuhören ist. Andererseits erinnern ihre intimen Kantilenen an jenes Album, das Jeanne Lee mit Ran Blake vor mehr als einem halben Jahrhundert eingespielt hat («The Newest Sound Around»).

Allein, mit all dieser Vivisektion ihrer Stilmittel verpassen wir, was Sarah Buechi heute ist: ein organisches neues Ganzes, in welches die Anregungen ihrer «Vorgänger und Mitleber» anverwandelt eingegangen sind. Die ganze Musik, Schreie und Geflüster, und dazu frische, stellenweise lyrisch-eigenständige, intelligente Texte weit jenseits der Herzschmerz-Song-Routine. Die sind das Gravitationszentrum, um das diese Musik fliesst. Von einer «Begleitband» kann beim wunderbaren Trio Stefan Aeby (Piano), André Pousaz (Bass) und Lionel Friedli (Drums) nicht die Rede sein, Buechi ist ein Partner unter vieren. Ist dies kein Jazz mehr? Ich meine: Diese Musik ist ein Paradebeispiel eines neuen Jazz, der aus zahlreichen Einflüssen und querweltein gemachten Erfahrungen zwischen Improvisation und ausgeschriebenen Teilen etwas ganz Neues wachsen lässt. Ein gleichzeitig zärtliches und mächtiges Statement.



Sarah Buechi (Stefan Aeby, André Pousaz, Lionel Friedli): *Flying Letters*. Intakt CD 229

Top 10

Knorr's Liste

1	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
2	Rico, Oskar und die Tieferschatten	★★★★☆
	Regie: Neele Leana Vollmar	
3	Out of the Furnace	★★★★☆
	Regie: Scott Cooper	
4	Fruitvale Station	★★★★☆
	Regie: Ryan Coogler	
5	X-Men: Days of Future Past	★★★★☆
	Regie: Bryan Singer	
6	The Fault in Our Stars	★★★★☆
	Regie: Josh Boone	
7	Maleficent	★★★★☆
	Regie: Robert Stromberg	
8	Vielen Dank für nichts	★★★★☆
	Regie: S. Hillebrand / O. Paulus	
9	Locke	★★★★☆
	Regie: Steven Knight	
10	Edge of Tomorrow	★★★★☆
	Regie: Doug Liman	

Kinozuschauer

1 (2)	Walk of Shame	9449
	Regie: Steven Brill	
2 (1)	The Fault in Our Stars	8411
	Regie: Josh Boone	
3 (3)	Maleficent	6787
	Regie: Robert Stromberg	
4 (6)	Tinker Bell: The Pirate Fairy	6773
	Regie: Peggy Holmes	
5 (5)	A Million Ways to Die in the West	5280
	Regie: Seth MacFarlane	
6 (7)	Blended	5205
	Regie: Frank Coraci	
7 (4)	Out of the Furnace	4541
	Regie: Scott Cooper	
8 (9)	Boyhood	3643
	Regie: Richard Linklater	
9 (-)	Der Hundertjährige, der...	2814
	Regie: Felix Herngren	
10 (-)	Edge of Tomorrow	2728
	Regie: Doug Liman	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Rio 2 (Fox)
2 (1)	The Wolf of Wall Street (Universal)
3 (3)	Fack Ju Göhte (Rainbow)
4 (4)	Homefront (Impuls)
5 (-)	Saving Mr. Banks (Disney)
6 (2)	47 Ronin (Universal)
7 (5)	Der Medicus (Universal)
8 (6)	12 Years a Slave (Ascot Elite)
9 (10)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
10 (8)	Downton Abbey – Season 4 (Universal)

Quelle: Media Control



Wortkarg, aber suggestiv: «Blue Ruin».

Kino

Ein Mann sieht rot

Der Low-Budget-Film «Blue Ruin» ist eine brillante Psycho-Studie über den Irrsinn der Selbstjustiz.
Von Wolfram Knorr

Dwight (Macon Blair) lebt auf der Strasse, nächtigt in einer Rostlaube, ernährt sich von Abfall und steigt gelegentlich in eine leere Wohnung, um zu baden. Dwight ist ein Obdachloser, ein Getriebener, den die Ermordung seiner Eltern vor Jahren aus jeder sozialen Halterung geworfen hat. Als er erfährt, dass der Mörder seine Strafe abgesessen hat und entlassen wird, treibt ihn eine Mischung aus seelenwunder Ohnmacht und omnipotenter Wut, dem Kerl seine Freiheit in jedem Fall zu verwehren. Er macht die Pontiac-Ruine wieder fahrtüchtig, tuckert zurück in seine Heimat, wartet vor dem Knast aufs Objekt seiner Destruktionsbegierde, murkst es in der versifften Toilette einer Kneipe mit einem Messer ab und flieht, selber verletzt und blutig wie ein Metzger nach einer Schlachtung. «Jeder Mensch», schrieb Georg Büchner, «ist ein Abgrund. Es schwindelt einen, wenn man hinabsieht.» Und Dwight sieht, nach seiner erbärmlich-hässlichen Selbstjustizaktion, in seinen eigenen Abgrund – und kann ihn nicht mehr schliessen.

«Blue Ruin» heisst der verblüffende Independent-Film von Jeremy Saulnier (der auch das Drehbuch schrieb), ein echter Low-Budget-Film, der weniger als eine halbe Million Dollar kostete. In mürbem Tristesse-Ambiente einer muffigen Hillbilly-Welt hat er den Zuschauer gnadenlos am Wickel und lockert den Griff

nicht bis zum Schluss. Saulniers Selbstjustiz-Albtraum ist das Gegenstück zum konventionellen Hollywood-Reisser, der gewissermassen mit «antiseptischen» vigilante-Apotheosen endet, nach dem Motto: «Der finale Schuss löscht alle Probleme.» Dass dem nicht so ist, beschreibt Saulnier – völlig frei von Bedeutungsprofpferei – ganz funktional an Dwight und seinem von Verbitterung und Rachewahn blutrot gebeutelten Willen, den Mörder seiner Eltern einfach aus dem Leben zu entfernen. Da gibt es genau beobachtete Szenen, etwa beim Versuch, eine Waffe zu klauen, wozu er aber den Mut nicht findet, oder einen SUV aufzubrechen, eine Knarre daraus zu entwenden, die aber mit einem Schloss gesichert ist, das er nicht knacken kann. Da mag schwarzer Humor à la «Blood Simple» (1984) der Coen-Brüder mitschwingen, bei Saulnier wird's grotesk, wenn Dwight klar wird, dass er ohne Geld und ohne Beziehungen keine «saubere» Liquidation durchführen kann. Bei einem Ex-Schulkumpel und Waffenfetischisten rüstet er auf. Da ist ihm der ganze Irrsinn längst über den Kopf gewachsen.

Der Titel dieses abgrunddüsteren Rachefeldzugs bezieht sich lakonisch auf die Karre, in der Dwight pennt und die er scheppernd und rappelnd wieder zum Fahren bringt. Die einzige Metapher, der sich Saulnier in seinem ansonsten wortkarg, aber suggestiv erzählten

Albtraum bedient. «Blue Ruin» ist eine furiose Nachtmahrballade über Selbstjustiz- und Waffen-Wahn. Eine Art Anti-«Death Wish» (1974). ★★★★★☆

Weitere Premieren

Transformers: Age of Extinction — Hollywood liebt den Krawall, egal, womit man ihn erzeugt – auch mit Blech. Je ohrenbetäubender, desto besser. Nur, irgendwann können auch die Trommelfelle platzen, wenn wie auf geknuppeltem Walzblech über zwei Stunden rumgehauen wird. Sich dieser Tortur auszusetzen, scheint den Kids einen besonderen Kick und Jux zu bereiten. Jedenfalls ist das vierte «Transformers»-Sequel der grösste Kassenhit in den USA und vor allem in China! Dort hat der Film, laut *Hollywood Reporter*, bereits über 220 Millionen Dollar eingespielt! Das ist natürlich nicht verwunderlich, denn Teile der Handlung spielen in China, die Blech-Rübezahle sind teilweise Samurais nachempfunden, und der Markt muss sowieso aufbereitet werden. Der trommelfellzerreissende, vibrierende Irrsinn, tricktechnisch brillant, hat keine vernünftige Handlung, aber so etwas wie Vernunft hat in diesem weit über zwei Stunden dauernden Schrottplatz-Gegurgel, -Gekreische, -Gesprotze und -Geberste ohnehin nichts verloren. Dafür auch noch in 3-D. Nur für Hardcore-Fans. ★★☆☆☆



Krawall: «Transformers: Age of Extinction».

Fragen Sie Knorr

Ich bin Schüler und Fan der «Transformers»-Filme. Beim neuen bin ich aber bei der Story nicht drausgekommen. Am Anfang sieht man Dinosaurier, und die Freunde behaupten steif und fest, auch die seien Transformers. Was stimmt denn nun?
K. H., Winterthur



Um ehrlich zu sein: Ich habe auch nicht durchgeblickt, aber bin auch kein Kenner dieser «Blech-Saga». Ich meine, es stimmt, dass die Dinos tatsächlich auch keine «echten» sein

Wir sind die Neuen — Die Ex-Biologin Anne (Gisela Schneeberger) kann und will sich in ihrem Rentnerdasein die teure Miete nicht mehr leisten und bringt zwei Ex-Kumpels (Heiner Lauterbach, Michael Wittenborn) dazu, mit ihr wieder wie in den Studentenzeiten eine WG aufzumachen. Als über den Rentnern eine Studenten-WG einzieht, kommt es natürlich zu



Spass: «Wir sind die Neuen».

Spannungen zwischen Jung und Alt. Ralf Westhoffs Komödie (Buch und Regie) jongliert geschickt mit den Klischees und wartet sogar mit flotten Dialogen auf. Die einstige Gerhard-Polt-Muse Schneeberger und Lauterbach machen Spass – wäre das Konfrontationsspiel nur eine Spur frecher und böser! ★★☆☆☆

Alois Nebel — Der Fahrdienstleiter eines kleinen Hinterweltbahnhofs im ehemaligen Sudetenland begegnet eines Tages einem stummen Fremden, der bei ihm Visionen aus der Vergangenheit auslöst, die ihn in die Psychiatrie bringen. Nach seiner Entlassung findet er einen rüden Kollegen in seinem Job. Nach der gleichnamigen tschechischen Graphic Novel entstand der Animationsfilm nach dem Rotoskopieverfahren (gezeichnet nach Fotovorlagen). Die melancholische, in reizvoll schweres Schwarzweiss getunkte Story wird ein bisschen zu schleppend erzählt. Bedeutungsschwanger fahren Züge durch die Nacht, unentwegt wird mit Licht und Schatten rumgespielt. ★★☆☆☆

sollen, sondern sich verwandeln können und vor langer, langer Zeit von den Aliens, den Decepticons (?), ausgelöscht wurden. Soweit ich die Story begriffen habe, will ja der Herr der CIA eigentlich alle bisherigen Transformers zerstören, weil er mit einer «Transform-Materie» eine völlig neue Generation herstellen kann, die sich in alles und nichts verwandeln kann. Mit Verlaub, falls ich richtigliege, ist das schon ein bisschen hirnrissig.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Flotte Jugend

Von Rico Bandle

Grosseltern, die unter dem ausbleibenden Besuch ihrer halbwüchsigen Enkel leiden, haben nun eine Alternative: «Mini Lehr+ich», die Doku-Soap auf SRF 1. Ein Kamerateam hat fünf Lehrlinge auf dem Weg zur Lehrabschlussprüfung begleitet. Man sieht die Jugendlichen bei der Arbeit, zu Hause, mit Freunden, sie erzählen von ihren Freuden und Ängsten.

Es sind flotte Mädchen und Jungs, die das Schweizer Fernsehen gefunden hat: motiviert, freundlich, wissbegierig. Alle



Rhetorische Fragen: «Mini Lehr + ich».

zeigen grossen Einsatz in Beruf und Freizeit; wer das sieht, wird nicht mehr so schnell über die herumlümmelnde Jugend schimpfen. So erfreulich dies im Leben auch ist: Für eine interessante Geschichte sind ein harmonischer Alltag und fleissige, zufriedene Leute schlechte Zutaten – erst recht, wenn sie über fünf Folgen à 45 Minuten tragen soll.

Mit rhetorischen Fragen («Schafft er die Lehrabschlussprüfung?») wird versucht, wenigstens ein bisschen Spannung zu erzeugen. Dass dem Vorzeigehrling unter den Bäcker-Konditoren an der Lehrabschlussprüfung ein Fehler unterläuft, der ihn kräftig ins Schwitzen bringt, ist ein Glücksfall für die Fernsehmacher. Und dass die angehende Dentalassistentin mit einer Frau zusammen ist, wird als willkommene Abwechslung genüsslich ausbreitet.

Die Grosseltern vor dem Bildschirm jedenfalls dürften beruhigt sein: Mit der Jugend ist alles in bester Ordnung. Daran wird sich auch in den kommenden drei Folgen nichts mehr ändern.

Mini Lehr + ich: Montag, 20.55 Uhr, SRF 1

Berückend schöne Kleider

Eine Fotoausstellung «wie in New York» oder «wie in Berlin»; ein langer, weissgedeckter Tisch im Grünen. Von Hildegard Schwaninger



Grossformatig: Mirjam Cavegn und Tobias Madörin.

Wenn bei uns etwas cool ist, fallen sofort die Assoziationen New York, London, Berlin. Es sei «wie in New York» oder «wie in Berlin», fanden unisono die etwa achtzig Leute, die sich in der Bildhalle einfanden, der loftartigen Fotogalerie in Kilchberg am Zürichsee, die Mirjam Cavegn vor anderthalb Jahren eröffnet hat. Gezeigt wurden die Stadtbilder von Tobias Madörin, dem Fotografen aus Basel, die vorher in der Photobastei an der Bärengasse ausgestellt gewesen waren. Grossformatige Bilder von São Paulo, Rio de Janeiro, Venedig. Dazu gab es eine Modeschau von Heinrich Brambilla, dem Modeschöpfer, der viele Jahre für En Soie (gehört Dieter Meiers Frau Monique Meier und den Töchtern) arbeitete und heute ein eigenes Atelier hat. Er zeigte berückend schöne, hochwertige Kleider, die an Rita Hayworth und andere Movie-Divas der vierziger Jahre erinnern. Auch Maria Stuart inspirierte ihn. Mirjam Cavegn sah gut aus in weiten schwarzen Marlene-Dietrich-Hosen aus Brambillas Werkstatt.

Es war ein interessantes Publikum, das sich in den inspirierenden Räumen bei einem Glas Wein traf. Darunter: Pamela Kort, amerikanische Kunsthistorikerin, Gastprofessorin an der Universität Zürich, Künstlerin Donatella Maranta (Ex von Fotograf Willy Spiller), die jetzt Strickkleider macht, Schauspielerin Barbara Terpoorten (Kommissarin in «Der Be-

statter»), Kostümbildnerin Madlaina Peer (Frau von Künstler Peter Fischli), Modeunternehmerin Sissi Zoebeli (Thema Selection), Designerin Erica Matile. Mirjam Cavegn ist die Tochter von Thomas Stemmler, der bis zu seiner Bruchlandung mit dem Kunstbuchverlag ein *big shot* im Verlagswesen war. Sie hat das beste Verhältnis zu ihm, hat ihn aber nicht eingeladen. «Es ist ein Frauenanlass.»

Platz war nur für einen Mann: Ehemann Andreas Cavegn, Geschäftsführer Identica



Inspirierend: Erica Matile.

Zug, mit dem sie drei Kinder hat. Der chinesische Künstler Li Zhenhua war auch da, mit Partnerin Marianne Burki, Leiterin Visuelle Künste Pro Helvetia.

Ein langer, weissgedeckter Tisch im Grünen für 120 Gäste, das ist Guinness-Buch-verdächtig. Auf dem Zolliker Anwesen von Werner Dessauer und seiner Frau Lotti Höner war das möglich. Die Damen wurden mit Handkuss des Hausherrn begrüsst, den Herren wurde von langbeinigen Brasilianerinnen ein Caipirinha überreicht. Daniel Dätwyler vom Gross-Caterer Franzoli war für das Wohl der Gäste zuständig; das Essen war gewohnt vorzüglich. Im Hintergrund der neue Teich mit den Seerosen, und über die Wiese spazierten Enten, Gänse, Hühner. Das Hängebauchschwein, das jahrelang Attraktion von Dessauers traditioneller Sommerparty gewesen war, wurde leider vom Wildhüter erschossen (ein tragischer Irrtum, nachdem das liebe Tier ausgebüxt war). Werner Dessauer ist Jurist, führte jahrelang die 1947 von seinem Vater gegründete Commercial Treuhand & Verwaltungs AG (existiert noch, Dessauer ist massgeblich beteiligt). Dreimal war er verheiratet und immer mit guten Frauen: Ingrid von Senger, Putzi von Opel, heute mit Lotti Höner, der Psychologin aus Lachen. Werner Dessauer besitzt sein Landhaus seit 46 Jahren: «Ich bin stolz, was ich daraus gemacht habe. Anstelle von Kindern habe ich Tiere.» Der Pudel heisst Chica, ist treu und sieben Jahre alt. Werner Dessauer ist ein Grandseigneur der alten Schule, am liebsten geht er in den «Club Baur au Lac», «weil man da noch ein Krawatte anziehen muss». Unter seinen Gäs-



Mit Handkuss: Lotti Höner, Werner Dessauer.

ten: Tierschützerin Katharina Büttiker, Maler Max Zuber, Ärztin und Jungkäserin Brida von Castelberg, Modeunternehmerin Rosmarie Amacher, Fotokunstsammler Kaspar Fleischmann, Schönheitschirurg Christoph Wolfensberger (stürzte sich sofort auf den Tanzboden mit den brasilianischen Tänzerinnen), die Jugendbuchautorin Inge Rotach (Schwester des Gastgebers), Galerist Nicola von Senger, Kunsthändler Cyril Koller mit Ehefrau Corinne, Vater Pierre Koller mit Ursula Koller, Krista und Paul Esterhazy (sind Nachbarn). Fröhlicher Abschluss des Festes war eine Polonaise durch den Garten.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Königliche Formen

Die Grafikerin Natalie Perkins, 33, und der Finanzspezialist Nick O'Brien, 35, warfen alle Magazine weg, die schlanke Brautleute zeigten, und konzentrierten sich auf das Wesentliche: das Buffet.



100 000 Kalorien: Ehepaar Perkins-O'Brien.

Natalie: Als wir uns verlobten, war ich ziemlich übergewichtig, und andere nannten es «fett». Nach all den Jahren, in denen ich als dickes Kind gemobbt worden war, hatte ich mich längst mit meinen ausladenden Körperrundungen angefreundet, und die letzte Diät lag Jahre zurück. Doch die genormte Hochzeitskleiderindustrie hätte es beinahe geschafft, mein gutes Selbstbewusstsein ins Wanken zu bringen – aber nur fast.

Nick: An meiner Verlobten liebte ich jedes Gramm, insbesondere aber ihr grosses Herz, und: Auch optisch passten wir sehr gut zusammen, da ich ja auch kein Leichtgewicht bin.

Natalie: In den Hochglanzmagazinen trugen die gertenschlanken Bräute allesamt *size zero*. Die Reaktion meiner Coiffeuse, der ich das glückliche Ereignis mitteilte, war nicht etwa ein Glückwunsch, sondern die Frage: «Wie viel willst du abnehmen?» Sie verlor eine Kundin. Als Nächstes wollte ich shoppen gehen. In den Brautgeschäften raunten die Verkäuferinnen einander zu: «Eine stark gebaute Kundin braucht ein Kleid», oder: «Kannst du den Moppel beraten, ich bin komplett ratlos.»

Nick: Solche Sorgen gab es bei mir nicht, die Verkäufer verhielten sich eher kumpelhaft,

und der XXXL-Anzug war schnell gekauft. Während meine zukünftige Ehefrau sich weiterhin mit der Kleiderfrage herumschlug, widmete ich mich der Organisation eines fantastischen Hochzeitsbuffets, das ungefähr 100 000 Kalorien umfasste und am grossen Tag einfach umwerfend aussah.

Natalie: Ich beschloss, den vielen Fragen nach einem möglichen Gewichtsverlust in den folgenden Wochen mit dem Satz «Es ist keine Diät geplant» zuvorzukommen. Die Reaktionen? Entsetzen und Unverständnis. Hatten die Verkäuferinnen, Modeberaterinnen und selbsternannten Stilexperten den Schock nach zehn Minuten verarbeitet, gab es unglaublich viele Ideen, wie die in ihren Augen überflüssigen Pfunde versteckt werden könnten: Rüschen, Volants, zeltartige Umhänge, riesige Maschen. Ich sagte: «Ich will nicht wie eine Sahnetorte aussehen, ich will lieber eine essen!» Niemand lachte.

Nick: Bei den Frauen gibt es diesen omnipräsenten Feen-Raum, der komplett genormt und auch ein wenig langweilig ist. Meine Frau trug schliesslich eine handgefertigte Robe, die dem pompösen Kleid der roten Königin aus «Alice im Wunderland» nachempfunden worden war, und ich selbst bekam einen zusätzlichen Anzug auf den Leib geschneidert.

Natalie: Was ich ganz am Anfang dachte, dass eine Hochzeit ein Fest der Liebe und der Toleranz sein sollte, hat sich nach dem ganzen Kleiderstress bewahrheitet. Auf das Strumpfband, das der Bräutigam der Frau vom Schenkel zerrren muss, und ähnliche Dummheiten, die Übergewichtige in Verlegenheit führen, haben wir verzichtet. Meine High Heels warf ich irgendwann in die Ecke, und den Hochzeitstanz tanzte ich dick, barfuss und sehr glücklich.

Nick: Nathalie war keine dürre Prinzessin, sondern eine Königin mit majestätischen Rundungen. Unser Tipp an alle, die keine Traummasse haben oder etwas älter sind: «Werft alle Hochzeits-Hochglanzmagazine weg und orientiert euch an normalen Brautleuten, die in der Realität selten perfekt, dafür charmant sind.»

Protokoll: Franziska K. Müller

Wiederholokratie

Von Andreas Thiel — Alles muss wiederholt werden, aber mit anderem Ausgang.

Levrat: Die Abstimmung über die Personenfreizügigkeit muss wiederholt werden.

Thiel: Genau, und über den Grippe müssen wir auch nochmals abstimmen.

Levrat: Wieso?

Thiel: Das ist doch das, was du vorschlägst: Jedes Mal, wenn jemandem ein Abstimmungsresultat nicht passt, muss nochmals abgestimmt werden.

Levrat: Nur über die Personenfreizügigkeit muss nochmals abgestimmt werden.

Thiel: Wieso?

Levrat: Da ist beim Abstimmungskampf etwas schiefgelaufen.

Thiel: Über die Personenfreizügigkeit haben wir schon zweimal abgestimmt. Beim ersten Mal haben wir sie eingeführt und beim zweiten Mal wieder abgeschafft. Über den Grippe haben wir erst einmal abgestimmt. Und wenn ich es mir überlege, dann finde ich, dass auch das Spiel Schweiz - Argentinien wiederholt werden muss.

Levrat: Du willst dich nur über die SP lustig machen.

Thiel: Ich doch nicht. Wofür steht «SP» eigentlich? Für «Steuereintreiber und Politessen»?

Levrat: Die SP ist keine Steuereintreiber- und Politessenpartei!

Thiel: Wieso nicht? Ihr habt doch gar kein politisches Programm ausser Steuern eintreiben und Bussen verteilen.

Levrat: Unser politisches Programm ist es, Geld umzuverteilen.

Thiel: Wenn ihr Geld verteilen wollt, warum verteilt ihr dann Bussen?

Levrat: Du verstehst unsere Politik nicht.

Thiel: Doch, natürlich, ich verstehe deine Politik sehr gut. Und beim nächsten Mal, wenn ich in eine Radarkontrolle gerate, dann sage ich: «Guten Tag, mein Name ist Christian Levrat, da ist beim Fahren etwas schiefgelaufen, die Geschwindigkeitsmessung muss nochmals wiederholt werden.»



Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Wucht aus Castillon

Von Peter Rüedi



Die Faustregel «Grosse Jahre – kleine Weine, kleine Jahre – grosse Weine» hat ja was für sich und ist, stur angewandt, doch zu vernünftig. Wer nach ihr sein Budget im Zaum hält, verpasst halt, womit denn zum Hochzeitstag sich auch die sparsame Gemahlin nicht ungern gefeiert sieht. Eine grosse Etikette aus einem grossen Jahrgang ist sozusagen der Urmeter, an dem sich das messen lässt, womit man sich (vernünftigerweise) im Alltag bescheidet.

Überhaupt bestimmt ja, wenigstens bei mir, den Umgang mit Wein eine subtile Balance zwischen Vernunft und Übermut. Man will kein Rappenspalter sein, noch weniger aber ein Grosskotz. Die Mitte zwischen beidem nennt sich gutes Preis-Qualitäts-Verhältnis. Den Wein dieser Woche beschreibt Parkers *Wine Advocate* (TWA), in der Regel eher unbekümmert um die Kostenfolgen seiner Auslobungen, so: «Die Nase offenbart Düfte von süssen Maulbeeren, Kirschen, schwarzen Johannisbeeren, Lakritz, Graphit sowie Frühlingsblumen. Am Gaumen mittel- bis vollmundig mit einer bemerkenswerten Konzentration, welche so manchen, weitaus berühmteren Bordeauxwein in diesem Jahrgang übertrifft. Eine absolute Wucht und eine Topqualität zu einem hervorragenden Preis.» Einmal abgesehen davon, dass ich noch nie eine süsse Maulbeere gekostet habe und nicht weiss, was Frühlingsblumen vom Sommerflor unterscheidet, kann meine vom Heuschnupfen handycapierte Nase bestätigen, was TWA zum Château Montlandrie 2011 meint. Es ist ein Roter von Denis Durantou, dem Inhaber des berühmten Pomerol-Châteaus L'Eglise Clinet, der, nicht anders als Silvio Denz mit Cap de Faugères, ein Gut in der östlich an Saint-Emilion angrenzenden Appellation Castillon unterhält. Ähnliches Terroir, (noch) bescheidenes Renommee, demzufolge tiefe Preise.

Wer über Bordeaux-Preise jammert, sollte (nicht nur in grossen Jahren, und 2011 lässt sich mit seinen beiden Vorgängern nicht vergleichen) ab und an nach solchen Alternativen greifen. Er wird sich in seinem Freundeskreis nicht als Knauser, sondern als Kenner bekanntmachen.

Château Montlandrie: Castillon Côtes de Bordeaux 2011. 14%. Gazzar, Ecublens. Fr. 24.84. www.gazzar.ch

Dorfbeiz mit Charakter

Ein Ausflugsrestaurant für Gäste mit Ansprüchen: das «Weiss Kreuz» in Malans. Von David Schnapp



Raffiniert, aber geerdet: Gastgeberinnen Petermann und Vogl-Baki, Küchenchef Jäckel.



Vor einigen Wochen eröffnete das «Weiss Kreuz» in Malans unter der Führung der Gastgeberinnen Iris Petermann und Claudia Vogl-Baki sowie von Küchenchef Stefan Jäckel – wir haben darüber berichtet (*Weltwoche* Nr. 12/14). Anlässlich eines sonntäglichen Familienausflugs war es nun Zeit für ein richtiges Mittagessen.

Das «Weiss Kreuz» steht mitten in Malans, dem Weinbauerdorf in der Bündner Herrschaft, von wo aus man als Wanderer, Spaziergänger oder Velofahrer eine einladende Landschaft besuchen kann. An diesem Sonntag ist die Dorfbeiz sehr gut besucht, die grosse Terrasse voll besetzt, eine Taufgesellschaft hat sich dazu in einer der stimmungsvollen hölzernen Gaststuben eingerichtet. Die gewaltige Arbeit, welche die Küche offensichtlich hat, wirkt sich nicht auf die Qualität des Essens aus, das ist für ein Ausflugsrestaurant schon mal ausgezeichnet. Zum Anfangen gibt es Salsiz und hausgemachte Aufstriche, danach esse ich eine Gänselebervariation aus einer gekonnt abgeschmeckten Terrine, einem Eis auf Rhabarberkompott sowie einer in Schokolade gehüllten Praline. In der Kombination wirkt der Gang zu süss, etwas Säure hätte ihm gutgetan, zumal auch der Rhabarber ziemlich lieblich schmeckt.

An dem Zandercarpaccio mit Langustinen und der Vinaigrette mit Mango und Avocado

gibt es dann gar nichts auszusetzen. Der Fisch ist frisch, das Krustentier perfekt kurz gebraten, bei der Mango-Vinaigrette dazu ist die zuvor vermisste Säure sehr schön mit eingebunden.

Süssigkeiten vom Bauchladen

Küchenchef Jäckel, aufgewachsen in der Sächsischen Schweiz, findet eine gute Mischung aus einfach zugänglicher, geerdeter Küche und Raffinement. Gute Produkte, sinnvoll zubereitet, sind die Basis seiner Arbeit. Ausgezeichnet und elegant kommen Klassiker wie Wiener Schnitzel oder Siedfleisch mit Mark, Meerrettich, Gemüse und Rösti daher. Und der Kartoffel-Gurken-Salat zum Schnitzel sei besser nicht zu machen, hiess es am Tisch.

Desserts lassen sich wie alles andere à la carte bestellen, eine schöne Idee ist allerdings auch der «Süssigkeiten-Bauchladen», von dem etwa eine Mandelcreme oder die Schokoladenmousses überzeugten.

Dorfbeizen und/oder Ausflugsrestaurants bieten selten eine besondere Küche, die Malanser aber haben Glück: im «Weiss Kreuz» kann man kochen.

Restaurant Weiss Kreuz:
Dorfplatz 1, 7208 Malans
Telefon: 081 735 25 00
Täglich von 11 bis 24 Uhr geöffnet.
www.weisskreuzmalans.ch



Auto

Adrenalin (II)

Der BMW M4 ist der Sportwagen für jeden Tag – und verändert sich auf Knopfdruck. *Von David Schnapp*

Natürlich kann man einen BMW M4, über den wir hier sprechen, nicht mit dem Alfa Romeo 4C vergleichen, der letzte Woche das Thema war. Wir machen es trotzdem, denn beide Autos haben eine Gemeinsamkeit: Ihre Fahrer erwarten Adrenalin durch Beschleunigung. Der Weg dahin ist jedoch ein völlig anderer. Während der 4C unter einer schönen Hülle ein ziemlich ungehobeltes Inneres verbirgt, ist der BMW M4 ein Premium-Automobil. Ich hätte ihn vielleicht nicht in diesem schrillen Austin-Gelb metallic bestellt, in dem er aussah wie ein giftiges Reptil. Dafür wurde

ich so zum Helden der Vorstädte, wo ein M4 besonders viele natürliche Freunde hat. Hier gingen reihenweise die Daumen hoch, wenn der Giftpfeil vorbeischoss.

Mit dem neuen M4 ändert sich in der fünften Generation dieses Sportwagens, den BMW seit 1986 baut, das Antriebskonzept. Zu Beginn wurde der M3 (E30) von einem Vierzylindermotor angetrieben, es folgten die Baureihen E36 und E46 mit Reihen-Sechszylindermotoren und schließlich der E90 mit dem feinen, hoch drehenden Achtzylinder. Nun kommt wieder ein Sechszylindermotor zum Einsatz, aufgeladen mit zwei Turboladern.

BMW M4

Leistung: 431 PS, Hubraum: 2979 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 280 km/h
Preis: 102 780 Franken



Vorteil: Technischer Schnickschnack

Damit schafft das jetzt M4 genannte Auto mit 7-Gang-Doppelkupplungsgetriebe 100 km/h in 4,1 Sekunden, was ziemlich schnell ist. Ein Porsche Carrera S ist vier Zehntel Sekunden langsamer. Der BMW leistet 431 PS und massive 550 Newtonmeter bei einem breiten Drehzahlband – das heisst, er ist eigentlich in jeder Situation ganz schnell noch schneller. Im Gegensatz zum 4C von letzter Woche hat der

BMW für meine Begriffe verschiedene Vorteile: Man kann auch als über Vierzigjähriger ein- und aussteigen, ohne sich komplett lächerlich zu machen. Vier Personen können bequem in dem Auto reisen und Gepäck mitnehmen. Und drittens gibt es technischen Schnickschnack wie Head-up-Display, DAB-Radio und eine ausgezeichnete Navigation sowie in die Sitze eingelassene, leuchtende M-Zeichen. Ich mag technischen Schnickschnack, Fortschritt ist grundsätzlich gut. Dabei ist es nicht einmal nötig, dass jede Spielerei gleich einen Beitrag zur Rettung des Planeten leistet. Störungsfreier Radioempfang reicht schon vollauf.

Der M4 ist eigentlich viele. Lenkung, Federung, Schaltzeitpunkt und Motorkennlinie lassen sich individuell einstellen, zwei Einstellungen können gespeichert werden. Für das kleine Überholmanöver zwischendurch drückt man einfach die M-Taste, alle Parameter stehen jetzt auf «Sport plus», und man hat ein ganz anderes Auto in der Hand als zuvor, als man entspannt durch die Gegend rauschte.

Man bekommt Adrenalin auf Knopfdruck. Kompromisslose Autos sind zwar unterhaltsam, aber nur als Zweit- oder Drittwagen. Das ist vielleicht eine Alters- oder Einstellungsfrage, aber irgendwann schläft man auch nicht mehr auf Matratzen auf dem Boden und lässt seinen Umzug von Profis und nicht mehr von einer Handvoll Kollegen durchführen.



«You know»: Managerin und Erbin Swarovski.

MvH trifft

Nadja Swarovski

Von Mark van Huisseling — Seit langem wird hart geurteilt über die Firma und die Kommunikationschefin. Es scheint kaum zu schaden.

Als wir uns das erste Mal trafen, stand in den österreichischen Medien, das Unternehmen Ihrer Familie habe Probleme: schärfere Konkurrenz, Streit unter den Besitzern sowie Widerstand der Älteren in der Geschäftsleitung gegen Ihre Ideen [sie arbeitet, unter anderem, mit Modedesignern zusammen, um aus Swarovski eine modernere und modischere Marke zu machen]. Jetzt, neun Jahre später, liest man die gleiche Geschichte, zum Beispiel in der Bilanz von Ende Mai... Doch es gibt das Unternehmen noch, und Sie sind jetzt die globale Kommunikationschefin. Wie gehen die Geschäfte wirklich? — «Ja, also die Konkurrenz ist aussen, aber auch innen. Doch ich sag immer: *«Competition makes the world go round»* [etwa: Wettbewerb belebt das Geschäft; sie ist in Amerika aufgewachsen und spricht mal Deutsch, mal Englisch]. Und das ist ein grosser Druck für uns. Das heisst, dass wir unsere Werte nicht verlieren dürfen, Qualität über alles. Aber auch der stän-

dige weitere Aufbau der Marke, zum Beispiel über Assoziation mit Designern.»

Nadja Swarovski ist Head of Corporate Communications und, wichtiger, Mitglied der Geschäftsleitung; als Nachfolgerin ihres Vaters, eines Nachfahren einer der Gründerfamilien des österreichischen Unternehmens, das Kristall, echte Edelsteine und synthetische Schmucksteine entwickelt, fertigt sowie vertreibt, stieg sie als erste Frau in die Firmenführung auf. Ausserdem ist sie «Swarovskis Edelstein» (*Bolero*), und die Familie sind die Rockefeller der Republik (*Profil*); ihr Vermögen – über 200 Familienmitglieder – wird auf umgerechnet drei Milliarden Franken geschätzt, was in meinen Augen recht hoch ist, vor zehn Jahren war's eine Milliarde. Nadjas Büro ist in London, was bestimmt schicker ist als in Wattens, Tirol, am Hauptsitz des Unternehmens (wo ich noch nie war). Sie ist verheiratet mit dem britischen Investment-Banker Rupert Adams und hat drei kleine Kinder.

«Darüber, dass Sie mit Modedesignern zusammenarbeiten, wird immer wieder streng geurteilt. Journalisten, möglicherweise mit Informanten aus der Firma, schreiben, das sei eine unnütze, teure Massnahme, der Gewinn komme von woanders...» — «Interessant, ich hab das nicht gelesen. Die Fashion-Assoziation war der grosse Treiber für Swarovski: Als ich 1999 angefangen habe zu arbeiten mit Leuten wie Alexander McQueen und Philip Treacy, gab es in den Swarovski-Geschäften achtzig Prozent Tiere [aus Kristall, zum Aufstellen und Sammeln] und vielleicht zwanzig Prozent *jewellery*, Modeschmuck. Heute ist das Verhältnis umgekehrt, man sieht da schon sehr gut den positiven *stimulus* von unserer Zusammenarbeit mit der Modeindustrie.» — «Dann ist Ihr *turf* von der Sparübung im Unternehmen, über die geschrieben wurde, nicht betroffen?» — «Ja, richtig. Ich hab schon so viel gelernt in den Medien, ich kannte alle diese Fakten über mich noch gar nicht. Ich glaube, Kostensparen ist immer gut. Aber am richtigen Ort. Wir wollen vor allem das Verantwortungsbewusstsein der leitenden Mitarbeiter stärken, *you know*.»

Geschäftsreisen in die ganze Welt

«Arbeiten Sie gelegentlich auch in Männedorf?» (Im neugebauten Firmensitz, einem «hufeisenförmigen Prestigebau», *Tages-Anzeiger*; zuvor war der Sitz in Feldmeilen.) «Ich bin regelmässig in Männedorf. Das Gute daran ist, ich schaffe von dort auch besser meine E-Mail-Inbox leer zu machen, dem komme ich schon seit 15 Jahren nicht nach.» — «Sie als Mutter, die in einem Unternehmen arbeitet, das nicht besonders frauenfreundlich sein soll – was haben Sie für Erfahrungen gemacht in dieser Hinsicht?» — «Ich identifizier mich natürlich mit dem Unternehmen, schon wegen meines Vaters, der uns im *boardroom* spielen liess und uns mitgenommen hat auf Geschäftsreisen in die ganze Welt... Aber Mutter zu sein und zu arbeiten, war natürlich einfacher für mich wegen der modernen Technologie, man kann sehr viel schaffen mit Laptop und E-Mail und Blackberry. Und man hat neun Monate Zeit, sich darauf vorzubereiten...» — «War das bei Ihnen so, weil Ihr Name am Haus steht sozusagen oder weil das Unternehmen im Allgemeinen dafür eingerichtet ist?» — «Absolut. Ich hab dafür auch mitgepusht. Ich hatte vor neun Jahren eine Kollegin in Amerika, die grade Mutter geworden war. Da haben wir durchgesetzt, dass sie wenigstens einen Tag die Woche von zu Hause aus arbeiten durfte. Und das war so ein gutes Beispiel, weil ihre Produktivität an dem Tag hochging.»

Ihr liebstes Restaurant: «Ja, wo in der Welt? Mein Lieblingsrestaurant in New York, «Bilboquet», hat zugemacht. Dann die «Walderalm», die Alm oberhalb von Wattens, man kann nur zu Fuss hingehen. *A full connection to God.*
Jausenstation «Walderalm», Gnadental, Tirol, Österreich, Tel. +43 5223 78359.

	1	2		3	4	5	6	7		8	9	10		
11				12										13
14										15				16
17				18										
		19	20								21			
22	23					24	25		26					
27					28						29	30		31
			32	33					34	35				
36		37					38	39						40
41										42				
43								44					45	
46										47				

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Sie ist für viele des Guten zuviel
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Dorf, Gemeinde, Wahlkreis im Luzerner Seetal. 8 Nur bei Druck gibt sie etwas von sich preis. 11 Kurze Bewegung, naja, ein bisschen zu kurz. 12 Tomate, Zucchini, Zwiebel, Knoblauch und sie, fürs Ratatouille. 14 Wenn es schwindet, schwindet die Erinnerung. 15 Zypern, Hafenstädtchen Paphos, und der idyllische Ort oberhalb. 17 Philosoph der Frankfurter Schule: ...rno. 18 Zwischen loben und toben auf den Punkt gebracht. 19 Konfuzius: An einem edlen schätzt man vor allem seinen Charakter. 21 Steht neben Grosswie Kleingedrucktem. 22 Sie und Taxis haben mit Verkehr nichts zu tun. 24 Kein Iraner, aber so gesehen fast. 27 Ein Ring, das Ding, aber kein Schmuckstück. 28 Die ... ist ein Werkzeug, und nur ich ... mit ihr. 29 Von da aus ist es bis Italien nicht mehr weit. 32 Singapur mit ihm: berauschend! 34 Es dient zum Ausdruck einer reflexiven Sehweise. 36 Was das Inka-Reich in Peru, war es in Myanmar. 38 Gibt dem sämigen Inhalt fragilen Halt. 41 Wer Dank mit ihr verwechselt, hat nur letztere verdient. 42 Das Gebirge findet man bestimmt in diesem Nachschlagewerk. 43 Schiffsreise auf ihr Richtung Wolga. 44 Das musikalische Intervall ist ein liturgisches Gebet. 45 In der Art, sagte der Basler. 46 Spanier dürsten nach ihm, Nachdurst inbegriffen. 47 Lebende befinden sich an der Krone.

Senkrecht — 1 Er ist laut Hebbel der sechste Sinn des Menschen. 2 Von ihm möchte man nicht in die acht Arme genommen werden. 3 Schweizern reichen Rechen, Deutsche bevorzugen sie. 4 Ganz schön saftlos, und also nicht so schön. 5 Glasig, steinartig, vulkanisch. 6 Kaffeesatz ist einer, auch ohne Orakel. 7 Manche mögen morgen an Defoe denken, und den Retter des Helden. 8 Wenn im Mund das Brausen losgeht, weiss man, was man hat. 9 Manche müssen, manche wollen ihn nehmen. 10 Die portugiesische Region zeigt die Grenze auf. 11 Venezianisch, Gebiet wie Brücke. 13 Ohne Finger wäre sie ein Löffel. 16 Da muss man nicht gross studieren, um sich dort zu verköstigen. 20 Man sieht es an der Wand, von künstlerischer Hand geschaffen. 23 Hat man die Lösung von 23 senkrecht, passt es. 25 Weinkenner attestieren ihm Ähnlichkeiten mit dem Merlot. 26 Nicht gerade leise und irgendwie flott. 28 Über ihn zerbrachen sich schon viele den Kopf. 30 Eine Art Homer der Philosophie. 31 Sagenhafter Riese als Namensgeber dieser dänischen Insel. 33 Kommt beim Vulkanausbruch runter. 35 Miguel de – IT-Grösse aus Mexiko. 36 Die für längere Dauer vereinbarten Bezüge sind in der Mehrzahl gekürzt. 37 Zurückblickend kann man sagen, dass sie die Tochter von Sarafina war. 39 Streicheleinheiten lässt man bei ihm besser bleiben. 40 Sie hat Gewicht.

Lösung zum Denkanstoss Nr. 376

G	R	E	I	F	B	A	R			H	A	O	R	A
R		R		U		N	I	E	M	A	N	D		L
A	B	S	T	E	C	H	E	R		A	R	E	N	A
Z	E	T	E	R		A	N	S	A	G	E	R	I	N
	W	E	I	S	E	L		T			D		B	
	E		G			T	A	K	T	I	E	R	E	N
L	I	B	E	L	L	E		L	A	D			L	
E	S	E		A		R	E	A	L	I	S	M	U	S
S	E	L	B	S	T			S	K	O	T	E	N	
A		A	U	S	W	E	I	S		T	A	N	G	O
R	E	N	T	I	E	R		I		E	N	D	E	
T		G	O	E	R	Z		G	I	N	S	E	N	G

Waagrecht — 1 GREIFBAR 6 HAORA 10 NIE-MAND 12 ABSTECHER 15 ARENA 17 ZETER 18 ANSAGERIN 19 WEISEL (Ameisen-, Bienenkönigin) 20 TAKTIEREN 23 LIBELLE 26 LAD (engl. f. Kumpel) 27 ESE 28 REALISMUS 31 SELBST 34 SKOTEN 35 AUSWEIS 37 TANGO 38 RENTIER 39 ENDE 40 GOERZ 41 GINSENG

Senkrecht — 1 GRAZ 2 ERSTE 3 FUERS 4 ANHALTER 5 RIEN (rein) 6 (Den) HAAG 7 ANREDE 8 ODER 9 ALAN (poln. Vorname) 11 ERSTKLASSIG 13 BEWEISE 14 TEIGE 16 NIBELUNGEN 21 TALK 22 IDIOTEN 23 LESART 24 BELANG 25 LASSIE 29 STANS 30 MENDE 32 BUTO 33 TWER 36 ERZ

Lösungswort — **RUTENGAENGER**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



Das Geheimnis professioneller Köche. Jetzt in Ihrer Küche.

Mit dem Electrolux Profi Steam – jetzt erstmals auch mit SousVide Funktion – profitieren Sie vom Wissen der Sterneköche. Das Garen mit niedriger Temperatur erhält Intensität, Textur und Geschmack Ihrer Zutaten perfekt. Genau wie in Ihrem Lieblingsrestaurant. Entdecken Sie mehr auf www.electrolux.ch



**Der Electrolux Profi Steam.
Entdecken Sie die Möglichkeiten.**



Electrolux